Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1932

248 (22.10.1932)

Visual Library

Durlacher Tageblatt

(Durlacher Wochenblatt gegründet 1829) mit den amtlichen Bekanntmachungen für den Amtsbezirk Karlsruhe.

Erscheint täglich nachmittags, Sonn- u. Feiertage ausgenommen. Bezugspreis: Durch unsere Boten frei ins Haus im Stadtbereich monatlich 1,50 Mark. Einzelnummer und Belegblatt 10 Pfennig.

Druck u. Verlag: Buchdruckerei A. Dups, Durlach, Mittelstr. 6. Fernsprecher 204. Postscheckkonto Karlsruhe Nr. 10101.

Anzeigenberechnung: Die 8gespaltene Millimeterzeile 8 Pfennig, Reklamezeile 25 Pfennig. Schluß der Anzeigenannahme tags zuvor nachm. 4 Uhr, für dringliche Familienanzeigen am Erscheinungstag ½9 Uhr vorm. Für Platzvorschriften und Tag der Aufnahme kann keine Gewähr übernommen werden. Im Falle höherer Gewalt hat der Bezieher keine Ansprüche bei verspätetem oder Nichterscheinen der Zeitung.

Nr. 248 | **Samstag, den 22. Oktober 1932** | **104. Jahrgang**

Kurze Tagesübersicht

In einem offenen Brief an den Kanzler hatte Hitler behauptet, Deutschland sei mit einem Aufrüstungsprogramm vor die Welt getreten. Demgegenüber stellt die Reichsregierung fest, Hitler habe unwahre Behauptungen erhoben.

*

Der vorläufige Völkerbundskommissar für Danzig, Helen Rosting, ist in Danzig eingetroffen.

*

Die neuen Großrundfunksender Leipzig und Frankfurt a. M. werden am 28. Oktober ihren regelmäßigen Betrieb aufnehmen.

*

Die Zahl der Arbeitslosen im Reich betrug Mitte Oktober rund 5 150 000.

*

Auf einer großen Kundgebung der D.N.V.P. in Potsdam ging Abg. Schmidt-Hannover noch einmal auf seine Auseinandersetzungen mit Dr. Goebbels bei dem kürzlichen Rededuell ein.

*

Am heutigen Samstag wird der Notverordnungskomplex über die Erweiterung der Osthilfe, die Sanierung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens und die Umwandlung der Preußenkasse in ein Reichsinstitut vom Reichspräsidenten unterzeichnet werden.

*

Die deutsch-französischen Kontingentierungsverhandlungen in Paris haben ein befriedigendes Ergebnis gezeitigt. Die deutsche Abordnung hat Paris bereits verlassen und wird sich nach Kopenhagen begeben.

*

Die Prager Gesamtregierung ist zurückgetreten. Die Ernennung des neuen Kabinetts unter Führung von Malypetr ist für heute zu erwarten.

*

Die japanische Regierung hat Richtlinien für die Haltung ihrer Abordnung in Genf auf der beginnenden Mandschurei-Tagung des Völkerbundsrates aufgestellt, in denen u. a. bei Nichtberücksichtigung der japanischen Interessen mit dem Austritt aus dem Völkerbund gedroht wird.

*

Der neue rumänische Kabinettschef Maniu gab der Presse eine Regierungserklärung ab, in der er von der Auflösung des Minderheiten-Unterstaatssekretariats Mitteilung machte.

*

Nach einer schwedischen Blättermeldung soll die bolschewistische Zentrale für Auslandspropaganda von Berlin nach Stockholm verlegt werden.

Erklärung der Reichsregierung

Gegen Behauptungen Hitlers in der Abrüstungsfrage

Berlin, 21. Okt. In einem Offenen Brief an den Reichskanzler hat Adolf Hitler **Behauptungen** über den Standpunkt der deutschen Regierung in der Abrüstungsfrage aufgestellt, die **im Interesse der deutschen Außenpolitik auf das schärfste zurückgewiesen werden müssen.**

Hitler behauptet:

Deutschland sei mit einem Aufrüstungsprogramm vor die Welt getreten;

es habe die Forderung nach einer 300 000-Mann-Armee erhoben,

es habe ferner den Bau von Großkampfschiffen usw. gefordert.

Diese **drei Behauptungen** sind **in vollem Umfange unwahr. Deutschland hat niemals andere Forderungen erhoben als diejenigen, welche das veröffentlichte Memorandum vom 29. August enthält.** Es verlangt nach wie vor, daß die anderen Staaten auf einen Stand abrüsten, der unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse jeden Landes demjenigen Abrüstungsstand entspricht, der uns durch den Vertrag von Versailles auferlegt worden ist. Trägt die Abrüstungskonferenz dieser grundsätzlichen Forderung nicht Rechnung, so müssen wir verlangen, daß nicht weiter zweierlei Recht gilt, sondern daß die in Genf abzuschließende Abrüstungskonvention auch auf Deutschland Anwendung findet. Deutschland fordert auch in diesem Falle keine Aufrüstung. Der Zustand darf aber nicht weiter bestehen, daß uns grundsätzlich Waffen verboten sind, welche anderen Staaten als unentbehrliche Mittel der Verteidigung erlaubt bleiben.

Die Reichsregierung stellt in aller Oeffentlichkeit fest, daß Herr Hitler in seinem Offenen Brief vom 20. Oktober unwahre Behauptungen erhoben hat, die geeignet sind, das Bild der deutschen Außenpolitik zu verfälschen und damit das Interesse des deutschen Volkes auf das schwerste zu schädigen. Das Urteil über dieses Verhalten des Herrn Hitler überläßt die Regierung dem deutschen Volke.

Wieder Finanzierungsgefahr

Die Reichsbank geht nicht mit! — Arbeitsbeschaffung wichtiger als Verwaltungsbequemlichkeiten — Unhaltbare Zinssätze

Von Hermann Brieger.

Die Reichsbank versteht mit der wiedergewonnenen Freiheit immer noch nichts anzufangen. Sie senkte den Diskont um nur ein auf vier v. H., während selbst Stockholm nur noch 3,5 v. H. für nötig hält, Neuyork, Amsterdam und Paris sich schon lange für 2,5 v. H. entschieden haben und London und Zürich seit geraumer Zeit bei 2 v. H. angelangt sind. Amerika wird nach dem neuesten Abschlag auf 2 v. H. voraussichtlich bald zu einem Diskontsatz von nur 1,5 v. H. schreiten, um seine Wirtschaft wettbewerbsfähig zu machen und nach Kräften zu entlasten. Bei der Reichsbank ist von einem ähnlichen Gedankengang überhaupt nichts zu spüren, sonst hätte sie schon bei dem Bekanntwerden der amerikanischen Absicht eine Diskontsenkung auf 3 v. H. vorgenommen, um Auslandsbedenken gegen diesen schon längst dringlichen Zinssatz mit guten Gründen entgegentreten zu können und eine neue Diskontsenkungswelle der führenden Notenbanken nach Kräften beschleunigen zu helfen. Der Reichsbankpräsident hätte gerade jetzt die innerdeutschen Lebensnotwendigkeiten bei seiner Geldpolitik nicht nur voranstellen müssen, sondern auch können, weil das Ausland durch seine stillen und offenen Boykottmaßnahmen unseren Bedarf an den reichsbankseitig übertrieben vorsichtig behandelten Rembourskrediten im Außenhandel beinahe gegenstandslos gemacht hat. Im Verlauf der letzten neun Monate sank die Fertigwarenausfuhr Deutschlands allein um 2,2 Milliarden RM. Das bedeutet ein entsprechendes Stilliegen auch der sichere Anlage suchenden Auslandsgelder und eine Möglichkeit für eine Diskontsenkung wirkungsvollster Art, selbst wenn man die bisherigen Grundsätze des Reichsbankpräsidenten für seine Diskontpolitik in jeder Hinsicht gelten lassen wollte.

Aber die Jägerstraße rührt sich nicht vom Fleck, obwohl in diesem Augenblick einfach alles darauf ankommt, die Wirtschaft von dem äußeren und inneren Zinsjoch zu entlasten und also einen möglichst niedrigen Diskont anzusetzen. Darüber hinaus schafft die Reichsbank durch ihren unzeitgemäßen Hochdiskont aber nicht nur eine erdrückende Lastwirkung der alten Verpflichtungen, sondern eine verhängnisvolle Vorbelastung der privaten und der öffentlichen Wirtschaft bei den neuen großen Aufgaben zur Ueberwindung der Arbeitslosigkeit. Es muß als völlig ausgeschlossen gelten, daß die wichtigen produktiven Arbeiten, die jetzt — leider nach einer Vielzahl von Plänen! — in Angriff genommen werden, auf der Grundlage eines Reichsbankdiskonts von vier v. H. lebensfähig bleiben können, wenn sie überhaupt auf die Beine kommen. Bei dem gegenwärtig viel genannten Programm der Landgemeinden denkt man tatsächlich noch allen Ernstes an eine Zinsbelastung von 6 v. H. unter Zugrundelegung des Reichsbankdiskonts von 4 v. H., wie bei den schon schwebenden Absichten des Regierungsprogramms zur Arbeitsbeschaffung, und eines Zuschlages von zwei v. H. an die Zwischenfinanzierungsstellen. Die Reichsbank klebt also auch jetzt noch an dem ungeheuerlichen Zustand, daß die Zwischenfinanzierungsstellen die ihnen zugeleiteten öffentlichen Gelder außer mit dem Reichsbankzinssatz auch noch mit einem Zinszuschlag belasten, also ein Nebengeschäft wahrlich wucherischer Art machen, das dann niemand anders auszubaden hat, als der Steuerzahler von dem diese Gelder doch überhaupt stammen. Die sogenannten Zwischenfinanzierungsstellen sind ja allesamt amtliche und halbamtliche, ebenfalls mit Steuergeldern wirtschaftende Unternehmungen, die bei den beabsichtigten Formen der Finanzierung der Arbeitsbeschaffung erst einen mühelosen Gewinn an sich reißen und der Arbeitsbeschaffung zugunsten einer überbesetzten Verwaltung wieder einmal entziehen.

Die Reichsbank vergröbert diesen Skandal, unter dem die Wirtschaft und die Bevölkerung nun lange genug gelitten haben sollten, noch durch den völlig ungerechtfertigten Diskontsatz von vier v. H. und die Duldung des Zuschlags von zwei v. H. Jede produktiv gedachte Leistung des Arbeitsbeschaffungsprogramms trägt damit schon den Pleitewurm in sich. Dabei wäre es leicht und gänzlich ungefährlich, den Diskont auf drei v. H. zu senken und die Zwischenfinanzierungsstellen zu zwingen, mit einem Zuschlag von ¼ oder ½ v. H. auszukommen. Das geht, daß ist möglich, wenn die Arbeitsbeschaffung den Verwaltungsbequemlichkeiten vorangestellt wird. Und das ist der Wille des deutschen Volkes, nach dem sich jede Regierung zu richten hat, weil er im Gegensatz zu den Verwaltungsabsichten als gesund und billig betrachtet werden muß.

von Hoesch überreicht sein Abberufungsschreiben

T.U. **Paris**, 22. Okt. Botschafter von Hoesch hat am Freitag nachmittag dem Präsidenten der Republik, Lebrun, sein Abberufungsschreiben überreicht.

Der engl. Außenminister erneut über die Abrüstung u. die deutsche Gleichberechtigung

T.U. **London**, 21. Okt. In einer Rede in Cleckheaton befaßte sich Außenminister Sir John Simon wiederum mit der Abrüstung und der deutschen Gleichberechtigungsforderung. Er wünsche, so sagte er, daß diejenigen, die die englische Regierung während der letzten sechs Monate kritisiert hätten, einmal hinter die Kulissen kommen könnten, wenn Beratungen in Genf oder im englischen Kabinett stattfänden. Dann würden sie die Rolle erkennen, die die englische Regierung und die englischen Vertreter in der Sache der Abrüstung spielten. Hauptsächlich der englischen Initiative sei die Annahme der Entschließung zu verdanken, auf Grund deren die Abrüstungskonferenz sich verpflichtete, sich von den allgemeinen Grundsätzen der Hooverschen Erklärung leiten zu lassen, daß nämlich eine erhebliche Herabsetzung der Rüstungen stattfinden solle. Dies aber war die Entschließung, gegen die Deutschland stimmte. Das zeige, wie verwickelt die Handhabung der Abrüstungsfrage sei.

Weiterhin, so fuhr Sir John Simon fort, lese er Bemerkungen zu der englischen Note dahingehend, daß sie eine Art juristischer Schularbeit gewesen sei, die gar nicht den Versuch gemacht habe, sich mit dem Kern der deutschen Forderungen zu befassen. Nichts könne weiter von der Wahrheit entfernt sein als diese Behauptung. Die Note hätte gesagt, daß die rechtliche Lage nicht auf die Wurzel der Angelegenheit gehe. Die Begrenzung der deutschen Rüstungen im Versailler Vertrag sei nicht als Vorläufer der allgemeinen Abrüstung gedacht gewesen und auch nicht als solche angekündigt worden. Ungeachtet der großen Rüstungsverminderung Englands sei die Regierung verpflichtet, mit allen ihren Kräften in Genf an Maßnahmen zur allgemeinen quantitativen wie qualitativen Abrüstung mitzuarbeiten. Die englische Note dränge darauf, daß der einzige Weg zur Regelung der Frage des „status", die so stark das deutsche Herz berühre, darin bestehe, sie mit Geduld zwischen den beteiligten Mächten zu erörtern.

Die englische Regierung arbeite dauernd hinter den Kulissen, um die Beziehungen zwischen Deutschland und seinem Nachbar wieder vertrauensvoller zu gestalten. Von der Besserung dieser Beziehungen werde es zum großen Teil abhängen, ob sich ein erhebliches Maß der Abrüstung erreichen lasse. England habe dafür gearbeitet, den Meinungsaustausch zwischen Deutschland, Frankreich, Italien und England wieder in Gang zu bringen, um Vorbedingungen zu schaffen, auf Grund deren Deutschland wieder seinen Platz in der Konferenz einnehmen könne. Niemand, der nicht an der Verantwortung teilhabe, die auf den Schultern der nationalen Regierung laste, könne die Schwierigkeiten richtig würdigen, Grundsätze, die sich leicht aussprechen lassen, in die Praxis zu übertragen.

Amerika stimmt der Verlängerung des Flottenbaufeierjahres zu

T.U. **Washington**, 21. Okt. Die amerikanische Regierung hat der von der Abrüstungskonferenz vorgeschlagenen viermonatigen Verlängerung des am 1. November ablaufenden Flottenbaufeierjahres zugestimmt.

Empfang der englischen Bischöfe bei Macdonald

London, 21. Okt. Ueber den Empfang der Kirchenvertreter beim Ministerpräsidenten wurde amtlich mitgeteilt, daß Macdonald mit Sir John Simon nach Genf gehen werde, um eine bessere allgemeine Verständigung zwischen den europäischen Nationen herbeizuführen. Während des Empfangs sprach der Erzbischof von Canterbury die Hoffnung aus, daß die Tanks, die schweren Kanonen, die Unterseeboote, Militärflugzeuge und die Panzerschiffe über 10 000 Tonnen abgeschafft oder einer Beschränkung unterworfen werden. Sir John Simon antwortete, er stehe dieser Anregung sympathisch gegenüber. Macdonald meinte, nur eine moralische Katastrophe könnte in der Frage der Abrüstung England von Amerika trennen. Er werde versuchen, diese Meinungsgleichheit auf ganz Europa auszudehnen.

Die Hochzeit in Koburg

Koburg, 21. Okt. Bei dem Hochzeitsmahl, das im Rahmen der Feierlichkeiten anläßlich der Vermählung des ältesten Enkels des Königs von Schweden mit Prinzessin Sybille von Sachsen-Koburg auf der Veste veranstaltet wurde, und an dem 160 Personen teilnahmen, hielten u. a. der Herzog von Koburg und der Kronprinz von Schweden Ansprachen, die familiären Charakter trugen. Unter den einlaufenden Geschenken befand sich ein wertvolles Mokkaservice des ehemaligen deutschen Kaisers. Von den Tausenden von Telegrammen sind zu erwähnen das des Reichspräsidenten von Hindenburg, des ehemaligen deutschen Kronprinzenpaares, des Königs Boris von Bulgarien, der Königin Wilhelmine von Holland. Auch von Dr. Hugenberg und Reichstagspräsident Göring sowie vom Bundesamt des Stahlhelms waren Glückwunschtelegramme eingegangen. Adolf Hitler hat ein Schreiben an den Herzog gerichtet, in dem er bittet, zu der Vermählung der Prinzessin Sybille in seinem Namen und im Namen der vielen Millionen in seiner Bewegung zusammengefaßten Deutschen die aufrichtigsten Glückwünsche in tiefer Verehrung aussprechen zu dürfen.

Francois Poncet bleibt in Berlin

T.U. **Berlin**, 22. Okt. In einer Unterredung mit einem Mitarbeiter des „Berliner Börsenkuriers" erklärte der französische Botschafter Francois Poncet, daß er nicht demissionieren, sondern als Botschafter in Berlin bleiben werde.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Umschau.

Vorerst Wahlkampf. — Vorbereitungen zum Brückenbau. Der Leipziger Prozeß.

)(Durlach, 22. Oktober.

Die Wahlagitation der Parteien hat nun voll eingesetzt, und in immer stärkerem Grad werden die nächsten vierzehn Tage von ihr erfüllt sein. Es sind deshalb wirkliche politische Entscheidungen erst nach den Wahlen möglich. Diese Situation wirkt sich auch im badischen Land aus, wo die sozialdemokratische Partei als Regierungspartner sich in einer nicht ganz einfachen Lage befindet. Obwohl die badischen Wahlen erst in einem Jahr stattfinden werden, wirkt sich jetzt schon die Möglichkeit aus, daß die bisherige Koalitionsmehrheit dann fehlt. Da aber das Zentrum kaum nennenswerte Verluste erleiden und dadurch seine Schlüsselstellung behalten wird, muß unter Umständen auch in Baden dann mit einer Koalition nach rechts hin gerechnet werden. Gegenwärtig geht es um das Konkordat, dem der stellvertretende sozialdemokratische Innenminister zugestimmt hat, während sonst in der sozialdemokratischen Partei, und nicht nur bei ihr allein, sich starke Opposition geltend macht. Es wurde zwar erklärt, daß das Konkordat mit der Kirche „keine neuen Verpflichtungen" für den Staat enthalte, aber die Gegner des Konkordats sagen, daß man bisher schon zu viel gewährt habe und nun manche freiwilligen staatlichen Leistungen zu dauernden, vertraglich festgelegten gemacht werden sollen. Das Zentrum seinerseits hat den Trumpf in der Hand, daß die Wahl des neuen Innenministers noch aussteht, wodurch man einen gewissen Druck auf die sozialdemokratische Partei ausüben zu können glaubt. In dieser selbst jedoch wachsen angesichts der ungewissen Zukunft der Regierungskoalition die Widerstände.

Im Reich aber ist das Gesamtproblem der parteipolitischen Koalitionen noch viel komplizierter. Auch während des Wahlkampfes mit seinen unübersichtlichen Fronten, wobei es nur die blütenweiße eigene Sache und die pechschwarze des Gegners gibt, tut der deutsche Staatsbürger und Wähler gut daran, sich immer wieder Mühe zu geben, ein eigenes und selbständiges Bild von der Lage zu gewinnen, wenn er nicht eines Tages ähnliche Ueberraschungen erleben will wie nach den Wahlen vom 31. Juli. Geht es jetzt um möglichst viele Abgeordnetenmandate so geht es dann um den Einfluß auf die Staatsgeschäfte, auf Grund der Vollmachten, welche die Wähler ihren Parteien geben.

*

Freilich sehen wir, daß die Parteien, und anscheinend auch die Reichsregierung, gewisse Lehren aus den Vorgängen des Sommers gezogen haben, und daß man deshalb bei aller Schärfe der Auseinandersetzungen doch bemüht ist, nicht alle Brücken abzubrechen, daß man im Gegenteil bereits da und dort bemüht scheint, Baumaterial für neue Brücken herbeizuschaffen. Namentlich von deutschnationaler Seite her, wo man gleichwohl kräftig zuschlägt, gilt es, die Schläge, die von noch weiter rechts herkommen, in diesem Wahlkampf zu erwidern, zeigen sich immer wieder Bemühungen, doch die Gegensätze zu den Nationalsozialisten nicht zustark werden zu lassen und da und dort auszugleichen, um später vielleicht doch noch zu einer gemeinsamen Aktion zusammen zu kommen. So kündigt die der Reichsregierung nahestehende „Deutsche Allgemeine Zeitung" an, daß nach dem 6. November eine neue Lage geschaffen sei und Hindenburg dann nochmals den Versuch eines Ausgleichs machen werde. Dieser Wink an Hitler hat einen recht realen Untergrund. Es ist nämlich damit zu rechnen, daß die Wahlen, wenn sie auch nicht mehr eine Mehrheit von Nationalsozialisten und Zentrum im kommenden Reichstag bringen sollten, doch den Nationalsozialisten dadurch eine Schlüsselstellung geben können, daß sie mit den Kommunisten zusammen, wenn sie es wollen, jederzeit eine, wenn auch nur aufs negative gerichtete Mehrheit werden bilden können.

Auch im Zentrum erkennt man natürlich diese Sachlage und so ist gar wohl zu verstehen, wenn der weitsichtige Führer dieser Partei, Prälat Kaas, in seiner letzten großen Rede in Münster i. Westfalen zwar die Reichsregierung von Papen kräftig weiter attackierte, aber dann von einer Notmehrheit im künftigen Reichstag sprach und an die „drei, vier, fünf politischen Führer der verschiedenen Lager" appellierte, die möglicherweise gezwungen sein könnten, eine solche deutsche Not- und Mehrheitsgemeinschaft zu organisieren. Das wäre also eine Einladung nicht nur an die Nationalsozialisten zu einem neuen Versuch positiver Zusammenarbeit, sondern auch eine Einladung an die Deutschnationalen. Nach den Wahlen wird man ja sicher ganz andere Töne hören, als gegenwärtig, nicht nur in der Diskussion zwischen den Parteien, sondern auch in der mit der Reichsregierung und dem Reichspräsidenten. Die Einladungen aus dem Deutschnationalen und dem Zentrumslager bereiten bereits darauf vor.

*

Es ist noch durchaus fraglich, ob das Urteil im Leipziger Prozeß wegen des Eingreifens des Reichs in Preußen bereits in der kommenden Woche gefällt werden wird. Dieser Prozeß, der von dem Münchener Staatsrechtslehrer Professor Nawiasky als der größte Prozeß bezeichnet wurde, der je vor einem Staatsgericht der Welt geführt wurde, geht um die wichtigste Grundlage Deutschlands, seinen bundesstaatlichen Aufbau. Bekäme aber die Reichsregierung Unrecht, so bekäme damit auch der Reichspräsident Unrecht, der ja durch eine Notverordnung das Eingreifen der Reichsregierung im größten deutschen Land ermöglicht hat. Die Folge könnte tatsächlich eine Reichspräsidentenkrise werden, und deren noch unübersehbare Auswirkungen haben auch die Vertreter der Länder zu einer Zurückhaltung veranlaßt, die besonders bei den Abgesandten der süddeutschen Länder ersichtlich wurde.

Bayern und Baden haben ja in Leipzig nicht geklagt, weil ihnen bereits Unrecht geschehen ist, sondern weil sie nur befürchten, daß es ihnen ähnlich gehen könnte, wie Preußen. Man will eine Klärung der Sachlage durch den Staatsgerichtshof „in bundesstaatlichem und bundesfreundlichem Sinne" wie der bayerische Vertreter ausführte, dem sich der Badener anschloß. Aber auch das unmittelbar betroffene Preußen selbst hat in seinem Schlußplaidoyer die Möglichkeit eines Eingreifens des Reichs in Form einer Funktionsteilung zugegeben, nach der die Minister zwar im Amt gelassen, aber bestimmte Rechte wie die Polizei einem Reichskommissar übertragen werden können, wenn die in Art. 48 der Reichsverfassung erwähnte Gefahr für die öffentliche Sicherheit und Ordnung als gegeben anzusehen ist. Dieses Angebot eines Kompromisses oder Vergleichs vor dem Staatsgerichtshof ist aber Sache der Parteien, nicht des Gerichts. Ein solcher Vergleich könnte gar wohl den Weg zu einem besseren Verhältnis zwischen Reich und Ländern eröffnen.

Wenn Sie auf etwas Gutes schauen Schurhammers Wein genießt Vertrauen.

BIOX-ULTRA die sparsame deutsche - ZAHNPASTA
Mit einer kleinen Tube zu 50 Pf. können Sie mehr als 100 × Ihre Zähne putzen, weil BIOX-ULTRA hochkonzentriert ist und nie hart wird.

Lärmszenen im österreichischen Nationalrat

Wien, 21. Okt. Im österreichischen Nationalrat kam es am Freitag nachmittag zu schweren Zwischenfällen. Der Justizminister, der Bundeskanzler und der neue Staatssekretär für Sicherheitswesen äußerten sich zunächst zu der dringlichen Anfrage der Sozialdemokraten über die Vorfälle von Simmering. Unmittelbar nach der Rede des Staatssekretärs für Sicherheitswesen, Major Fey, rief Dr. Bauer (Soz.) der Rechten zu: „Sie sind die richtigen Demokraten, Sie sind nun auf Fey gekommen, das ist die dieswöchige Gesinnung des Bundeskanzlers Dollfuß. Der Bundeskanzler rief dem Abg. Bauer zu: „Sie haben eine andere Gesinnung, Sie sind ständig Bolschewist, der sich zur Diktatur des Proletariats und niemals zur ehrlichen Demokratie bekennt." Darauf entstand ungeheurer Lärm. Dr. Bauer antwortete, er habe auch vor einem Bolschewiken Achtung, aber für einen, der jede Woche eine andere Gesinnung habe, habe er nur Verachtung. Nach anderen Angaben soll Dr. Bauer den Bundeskanzler als Gesinnungslumpen bezeichnet haben. Nach diesem Wortwechsel ergriff der Heimatblock-Abgeordnete Lichtenegger zwei Tintenfässer und schleuderte sie gegen die Bänke der Sozialdemokraten. Das eine Tintenfaß traf den Sozialdemokraten Danneberg und ließ einen großen Tintenkleck zurück, wobei auch die hinter ihm sitzenden Abgeordneten getroffen wurden. Das zweite Tintenfaß sauste am Kopf Bauers vorbei und hinterließ auf der Bank eine tiefe Furche. Der Präsident unterbrach darauf die Sitzung. Es gelang ihm, nach längeren Bemühungen, eine allgemeine Prügelei zu vermeiden.

Mißtrauensantrag vom österreichischen Nationalrat abgelehnt.

T.U. **Wien,** 21. Okt. Um 14,30 Uhr eröffnete Präsident Dr. Renner wieder die Sitzung und erklärte, daß die Parteien im Aeltestenrat sich verpflichtet hätten, dafür Sorge zu tragen, daß derartige Zwischenfälle nicht mehr vorkommen sollten. Den an den Zwischenfällen beteiligten Abgeordneten wurden Ordnungsrufe erteilt und besondere dem Abg. Lichtenegger, der die Tintenfässer geworfen hatte die Mißbilligung ausgesprochen. Der Präsident bemerkte aber auch zur Ministerbank, daß es ungewöhnlich sei, von dort Zwischenrufe zu hören.

Die Aussprache über die dringliche Anfrage wurde dann unter fortgesetzter Unruhe, besonders von links, zu Ende geführt. Von den Regierungsparteien wurde der Antrag eingebracht, die Regierung aufzufordern, in der Frühjahrstagung einen Vorschlag für den Wahlzeitpunkt vorzulegen. Von großdeutscher Seite wurde ein Mißbilligungsantrag gegen die Regierung eingebracht.

Zum Schluß der Aussprache lagen vier Anträge vor, außer den oben erwähnten Anträgen die Anträge der Sozialdemokraten auf Mißbilligung der Regierung und auf Festsetzung des Wahlzeitpunktes auf den 27. November. Ueber letzteren Antrag wurde zuerst abgestimmt. Er wurde mit 83 Stimmen der Regierungsmehrheit gegen 78 Stimmen der Opposition abgelehnt. Im umgekehrten Stimmenverhältnis wurde der entsprechende Antrag der Regierungsmehrheit genehmigt.

Der sozialdemokratische Mißtrauensantrag wurde zugunsten des von den Großdeutschen eingebrachten zurückgezogen und in namentlicher Abstimmung ebenfalls mit 83 gegen 78 Stimmen abgelehnt.

Ein Antrag der Sozialdemokraten, den Nationalrat für Dienstag wieder einzuberufen, wurde abgelehnt.

Das Loch im französischen Haushalt

Paris, 21. Okt. Die Regierung ist mit ihrem Haushaltsanierungsprogramm vor den Finanzausschuß der Kammer getreten. Damit hat der Endkampf der Regierung Herriot um die Deckung des **12-Milliarden-Francs-Defizits** begonnen, das von einem Tag zum anderen zum Prüfstein für das Kabinett Herriot werden kann. Die Regierungsvorlage sieht folgende Möglichkeiten vor: 2,8 Millionen durch Erhöhung direkter und indirekter Steuern (u. a. Erhöhung der Erbschaftssteuer, der Transportsteuer für Lastkraftwagen und der indirekten Besteuerung des Kaffeekonsums). Durch Ersparnisse sollen erspart werden 1,4 Milliarden jährlich durch staffelweise Kürzung der Beamtengehälter über dem Gehaltsminimum von 10 000 bis 15 000 Francs und Revision der Kriegspensionen, 3,7 Milliarden durch die Bildung einer autonomen Pensionskasse sowie durch die Auflegung einer inneren Anleihe für gewisse Investitionsanlagen

Alpensymphonie

Roman von Friedrich Lange.

Urheberschutz: Verlag F. Lange, Hohenstein-Er. (Sa.)

49)

Da kam sie schon an die Stelle, wo sie von Eberhard erreicht worden war. Hier offenbarte sich eine große Liebe. Ursula glaubte die Küsse Eberhards heute noch zu spüren wie feurige Male . . .

Liebling, nun ist alles klar zwischen uns . . . hatte er gesagt. Wielange war das her? Ein Jahr oder zwei?

Acht Tage! Ursula biß die Zähne auf die Unterlippe. Alles klar — — ach, und dabei begann die Tragik dieser Liebe mit derselben Stunde ihrer Enthüllung.

Das Mädel stieg weiter, hörte im Geiste all die lieben Worte aus Eberhards Mund noch einmal.

An dieser Serpentine hatte er sie auf das Panorama aufmerksam gemacht, dort auf einen Berghasen. Und hier, bei der letzten Wetterfichte hatte er sie flink in die Arme genommen und geküßt.

Noch in der Erinnerung erglühte Ursula. Die Flamme in ihr wuchs und wuchs. Mit heimlichem Erschrecken wurde sie sich klar: Ich liebe ihn heute mehr denn je!

Und in logischer Folgerung: Er hat um mich geworben, ohne mein Wissen, vom ersten Sehen an in Mittenwald, ein ganzes Jahr lang, mit unermüdlicher Geduld aber und aktiv seit dem Ereignis am Königssee. Wäre es nun abwegig, wenn ich jetzt zur Offensive überginge und das Glück von vor acht Tagen wieder herbeizwänge!?

Die Röte auf ihrem schönen, regelmäßigen Gesicht vertiefte sich.

„Ich tu's!" schwor sie sich. Zumindest wollte sie eine Aussprache herbeiführen. Allerdings die Mutter durfte nichts erfahren. Sie hätte das als „unpassend und unweiblich" abgelehnt.

Im Hochfellnhaus aß Ursula Josephy einige Bissen zu Mittag, dann saß sie stundenlang auf dem Fels neben dem Gipfelkreuz. Es gab viel zu sehen von hier oben aus, liebliche Bilder in Fülle, aber Ursula ertappte sich immer wieder, wie sie Feldwies mit den Augen abtastete, wie der Wüstenwanderer die grüne Oase.

Da hinten, das weiße Pünktchen, das war Kerkhoffs Haus! Dort arbeitete er sommersüber, dort entstand seine Erfindung, auf die er so große Hoffnung setzte.

Ein ganzes Heer von zärtlichen Gedanken umschwirrte den kleinen Bau, der eigentlich nur die Bezeichnung Hütte verdiente. In Ursulas Augen aber wuchs er zum Palast. Irgendein Philosoph hat einmal gesagt, Liebe sei kein natürlicher Zustand. Vielleicht hat er Unrecht. Möglicherweise ist Liebe oder — besser ausgedrückt — Verliebtsein eine sehr wünschenswerte Form gesteigerter Lebensfreude.

„Meine zweite Heimat . . ." lächelte das Mädchen resigniert, den Blick nicht von dem Häuschen nehmend.

Später saß sie drüben an der Südseite der Taborkapelle, wo es die Sonne so gut meint. Und auch hier fand sie wieder ein Ziel ihrer Sehnsucht. Etwas verschwommen waren hinter der weißen Gipfelkette der Hohen Tauern, Venediger und Glockner zu sehen. Aber das interessierte das Pagenköpfchen nicht oder nur wenig. Phantasievoll spann es die Sichtlinie weiter: Links hinter dem silbernen Gezack, weit nach der Adria zu, vermutete es die Karawanken, die Julischen Alpen. Und zwischen beiden den finsteren Triglav, den letzten Recken vor dem Abfall des Hochgebirges in geringere Höhen.

„Dort hat er den großen Sieg errungen . . ." flüsterten Ursulas heiße Lippen.

Ein Trupp lärmender und schwärmender Touristen vertrieb die Andächtige aus der nachmittäglichen Stille. Gemächlich trat sie den Abstieg an. In ihrer Traumseligkeit glich sie einer Schlafwandlerin: Mit ihren Sinnen war sie weit weg.

Noch einmal verhielt sie den Schritt.

Nur ein Blick auf den „Kaiser" noch!

Sehnsucht befiel sie plötzlich. Und da stand unverrückbar fest der Vorsatz: Morgen, am vorletzten Ferientag, will ich auch seiner Felsenmajestät noch einen Besuch abstatten, einen allerletzten Abschiedsbesuch, bevor mich die Arbeit wiederhat!

Während Ursula Josephy auf dem Hochfelln zu sich selber zurückfand, erlebte ihr „Leibkutscher" noch am Vormittag eine kleine Tragikomödie.

Mit einer Zigarre fing es an, mit einer lieblich duftenden, hellen Sandblatt-Importe, Sepps Lieblingsrauchkraut. Die bekam er von einem abreisenden Herrn geschenkt, den er zum Bahnhof gefahren hatte. Er steckte sie in die innere Seitentasche, um sie vor Druck zu schützen, aber sogleich zog er die Finger blitzschnell zurück, als habe er feurige Kohlen berührt.

Und nun förderte er ein zierlich rosa Briefchen mit charakteristisch großzügiger Aufschrift zutage.

„Himmelsakra!" entfuhr es Sepps Zahngehege. Das konnte eine schöne Bescherung geben: Er hatte vergessen, Ursulas Brief an „Herrn Eberhard Kerkhoff in Feldwies" in den Kasten zu werfen! Seit vier oder fünf Tagen schleppte er das kleinformatige Dokument in der selten benützten inneren Tasche mit sich herum.

Was tun? Einen gewilderten Bock oder ein Dutzend gestohlene Chiemsee-Ferchen für einen guten Rat!

Ja, da war nach reiflicher Ueberlegung nichts zu machen, als sogleich nach Feldwies zu fahren — in einer Stunde konnte viel erledigt werden — und den Brief persönlich mit einer Entschuldigung abzugeben. Der Herr Kerkhoff würde schon nicht so streng ins Gericht gehen.

Also los in einem polizeiwidrigen Tempo! In Egerndach sah er seinen alten Freund, den Alois Niggl auf der Straße dahinpilgern. Dicht neben dem Ueberraschten stoppte er.

„Grüß Gott, Loisl, willst mitfahren auf Feldwies?"

Ob der Niggl wollte! Mit Freuden und Vergeltsgott! Nur eins bedang er sich aus: „Mußt net so schnell fahren."

„Naa," beruhigte Sepp den Aengstlichen und gab Vollgas, daß der Wagen wie ein Pfeil in die Kurve schoß. Und wie das vielfach ist: Vorher so ängstliche Gemüter wie der Niggl Alois können dann, wenn sie erst Geschmack am Tempo gefunden haben, nicht schnell genug fahren.

Als sie in Staudach die Achenbrücke hinter sich gelassen hatten und neben den Gleisen der Marquartsteiner Bahn hinrasten, kam der Loisl auf Sepps Heiratsabsichten zu sprechen.

„Also im Herbst willst ins Joch gehen?" spöttelte er. Im ganzen Chiemgau war der Viehhändlerssohn als boshafter Schwätzer bekannt. Nur Sepp wußte nichts davon. Heute ging er dem rothaarigen Burschen wieder einmal auf den Leim.

„Ja, die Burgl laßt net ab von ihren Plänen."

Niggl kicherte. „O mei, nach der ihrer Pfeifen möcht I net tanzen!"

So ging das Geföppel bis zum Bahnhof Uebersee, wo der Fahrgast aussteigen mußte. Sein letztes Wort war: „Bhüt Gott, Sepp. Und was i noch hab sagen wollen: Laß dich von der Burgl net unterkriegen!"

Das Gift war gesät, es sollte noch in derselben Stunde aufgehen.

Mit einer heimlichen Wut fuhr Sepp nach Feldwies weiter. Die Gehässigkeiten Niggls bohrten und wühlten in ihm. Jeder andere hätte sich zumindest gefragt, was den roten Loisl bewog, derart heimtückisch gegen Burgl vorzugehen. Der naive und gutgläubige Sepp Gasteiger dachte nicht daran. Er konnte nicht wissen, daß der Groll des Loisl sehr reale Hintergründe hatte: Die energische Notburga Birnbacher war ehemals in der Austeilung von Körben sehr freigebig gewesen, und unter den Bedachten hatte sich auch der Alois Niggl befunden. Das trug er ihr bis auf den heutigen Tag nach. Wo er ihr hinterrücks einen Stein in den Weg werfen konnte, tat er es.

Sepp brauchte die einstudierte Entschuldigungsformel nicht vom Stabel zu lassen: Er fand Kerkhoffs Haus verschlossen. Kaum hatte er den Brief durch den Türspalt in den Kasten geworfen und den Wagen mit einiger Schwierigkeit auf der schmalen Straße gewendet, als Burgl daherkam. Vollbusig, drall, in ihrem schlichten schwarzen Rock und Mieder, pflanzte sie sich vor dem Kühler der Limusine auf. In ihren schlauen, kleinen Aeugleln blitzten Funken, die Sepp kannte und — fürchtete . . .

„Hast wieder amal deine Kebsern gefahren?" schnaufte sie ohne allen Grund los, sich nur von ihrer Vermutung leiten lassend.

„Aba naa!" verteidigte sich Sepp. „Nur a Briefl hab i einigsteckt."

(Fortsetzung folgt.)

Staat und Jugend

Von Reichsminister des Innern Freiherr von Gayl.

Es gehörte für jeden vaterländischen Deutschen in den hinter uns liegenden Jahren zu den bedenklichsten Erscheinungen, daß Jugend und Staat sich nicht fanden. Der nach außen unfreie, im Innern vom Kampf der Parteien zerrissene, schwer um seine Geltung ringende Staat von Weimar hat, wie jeder ehrlicherweise zugeben muß, auf die heranwachsende Jugend keine Anziehungskraft ausgeübt. Staatsbürgerliche Belehrungen und die Ueberreichung der Reichsverfassung bei der Schulentlassung konnten die Herzen der Jugend nicht gewinnen. Bei den Formen, die der Streit des politischen Alltags in Deutschland zeigte, bestand für den jungen Deutschen kaum Gelegenheit, zu erleben, was der Staat in seinem eigentlichen Sinne ist. Wo Schule und Lehrer versuchten, die Schüler nach einer bestimmten, von einer zufälligen Regierungskoalition gewünschten Richtung zu beeinflussen, trat die entgegengesetzte Wirkung ein. Die deutsche Jugend hat sich heute vielfach politisch anders entschieden, als die für ihre Erziehung in den letzten Jahren amtlich Verantwortlichen es gewünscht haben.

Dabei haben gerade die regsten und wertvollsten Teile der deutschen Jugend mit heißer Sehnsucht den Weg zum Volk und Staat gesucht. Diese Jugend hat sich in ihren Bünden und Lebensformen eine bessere politische Erziehung geschaffen, als sie ihr der Staat zu bieten hatte; sie hat sich auf ihren Fahrten Heimat und Volkstum erwandert und hat vor allem im Grenzland und bei den Auslandsdeutschen das Volk als eine über die Staatsgrenzen hinausreichende Lebens- und Schicksalsgemeinschaft erlebt. Diese bündische Jugend hat ganz aus sich heraus in ihren Arbeitslagern und im freiwilligen Arbeitsdienst neue Wege der Volksbildung gefunden und Ordnungen geschaffen, in denen Menschen ganz verschiedener Herkunft und Weltanschauung sich zum verantwortungsvollen Dienst an einem gemeinsamen Werk eintreten. Wo aber diese Jugend den Staat suchte, da sah sie ihn an die Parteien und Parteikoalitionen ausgeliefert, da wurde sie vom Parteigetriebe abgestoßen. Der Wille dieser Jugend, dem Ganzen zu dienen und sich einzusetzen für Volk und Reich, fand im Parteistaate keinen Raum.

Heute steht, durch das Vertrauen des Herrn Reichspräsidenten berufen, an der Spitze des Reiches eine von den Parteien unabhängige Staatsführung, die sich zu dem gleichen Volks- und Staatsgedanken bekennt, der ursprünglich in den Herzen der Jugend lebendig ist. Uns ist das Volk die durch die Jahrhunderte hindurchgehende, über die politischen Grenzen hinübergreifende Lebenseinheit, an die wir einzelnen natürlich und geistig gliedhaft gebunden sind. Der Staat aber ist uns die politische Lebensform, die Arbeits- und Kampfgemeinschaft des Volkes, das Ganze, das mehr ist als die Parteien. Der Staat ist nicht nur „die Regierung", die „Bürokratie" oder der äußere Appara. des politischen Lebens. Als Willenseinheit ist der Staat vielmehr begründet in der Staatsgesinnung, in der Dienst- und Hingabebereitschaft seiner Bürger. Nur dann kann der Staat lebendig bleiben, wenn er sich immer neu aufbaut im Herzen und Willen seiner in ihn hineinwachsenden Jugend. Als eine geistig-sittliche Gemeinschaft ist der Staat im Uebersinnlichen verwurzelt, d. h. für die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes im christlichen Glauben, in Gott.

In diesem Sinne habe ich in meinem Rundschreiben an die Unterrichtsverwaltungen der deutschen Länder vom 28. Juli ein allgemeines Wort über die Erziehung der deutschen Jugend gesagt, in dem ich vor allem auch für die Schule diesen Volks- und Staatsgedanken als zielweisend und verpflichtend hingestellt habe. Was ich dort ausgeführt habe, hat, wie ich mit Freude feststellen konnte, in weiten Kreisen Zustimmung erfahren. Trotzdem möchte ich hier einiges zur Ergänzung und Erläuterung hinzufügen. Gegenüber den Bestrebungen, die Schule in irgend einer Form parteipolitischen Zielen dienstbar zu machen, halte ich es für die Pflicht einer unabhängigen Staatsführung, die Schule „als eine der Gesamtheit dienende Staatsveranstaltung" vor allen Einflüssen dieser Art zu wahren. Die Schule, die nach ihrer geschichtlichen Entwicklung in Deutschland eine Angelegenheit des Staates ist, hat selbstverständlich auch die hohe politische Bildungsaufgabe, die Jugend zu Volk und Staat zu erziehen. Diese Erziehung kann nicht durch bloße Wissensvermittlung, noch durch eine Gesinnungszüchtung erfolgen. Am allerwenigsten darf die Schule bestimmte parteipolitische Auffassungen zu verbreiten suchen. Die Jugend zu Volk und Staat zu erziehen, heißt vielmehr „Erziehung zum Dienst, zur Verantwortung und Opferfähigkeit gegenüber dem Ganzen".

Wenn in der Oeffentlichkeit vereinzelt bemängelt worden ist, der Schulerlaß bringe nichts Neues, so halte ich es als konservativer Mensch nicht für meine Aufgabe, unter allen Umständen neue Grundsätze aufzustellen, sondern ewig gültige Wahrheiten, die zum Schaden des Ganzen vergessen worden sind, wieder auszusprechen und durchzusetzen. Mit vollem Recht hat Professor Eduard Spranger vor einigen Jahren in seinem Beitrag über „Probleme der politischen Volkserziehung" für die Festschrift: „Zehn Jahre Reichsheimatdienst" festgestellt: „Der Dienst am Staat als erster und einziger Weg der politischen Erziehung — das klingt in unserer Zeit so ungewohnt, daß man entweder eine ganz neue Lehre oder eine völlig veraltete Lehre darin zu finden behaupten wird. Beides ist nicht der Fall, sondern es ist einfach eine ewige Wahrheit, die man sich nur wieder in ihrer Selbstverständlichkeit zum Bewußtsein erheben muß", und es deckt sich völlig mit der von mir in dem Schulerlaß und auch sonst häufig zum Ausdruck gebrachten Grundauffassung, wenn Professor Spranger seine Ausführungen unter den Satz stellt: „Erziehung zum Staat ist Erziehung zum Dienst an einem Ganzen".

Dieser überparteiliche Staatsgedanke und Wille zum Dienst an der Gemeinschaft ist wiedergeboren auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges und im ausharrenden Leiden der Heimat; er ist heute lebendig in der jungen Generation, die durch eine harte Schule hindurchgegangen ist, und die in den Helden von Langemarck ihre Vorbilder sieht. Auch die heranwachsende deutsche Jugend in diesem Sinne zu erziehen, wird nur möglich sein, wenn nicht gerade die junge Erzieher- und Lehrerschaft, die heute von diesem Volks- und Staatsgedanken am stärksten erfüllt ist, von ihrer Wirksamkeit ausgeschaltet wird. Ebenso können auch die in meinem Schreiben erwähnten pädagogischen Neuerungen auf die Dauer nur dann erhalten werden, wenn nicht gerade die jugendnächsten Lehrer von der Schularbeit ferngehalten werden. Wie diese für Staat und Jugend wertvollen pädagogischen Kräfte möglichst bald wieder zu fruchtbarem Einsatz zu bringen sind, liegt mir besonders am Herzen.

Es ist, wie ich gegenüber manchen Mißverständnissen betonen möchte, nicht meine Ueberzeugung, daß die Erziehung zu Staat und Volk das einzige und höchste Erziehungsziel ist, noch halte ich die Schule für die ausschließliche oder auch nur wesentliche Erziehungsstätte. Eine Staatsallmacht in der Erziehung ist bei der geschichtlichen Entwicklung und geistigen Lage des deutschen Volkes unmöglich und widerspricht durchaus deutschem Wesen. Schon in meinem Erlaß habe ich betont: „Die Schule kann die Jugend zu Staat und Volk nur dann recht erziehen, wenn das gesamte Leben in Staat und Volk, von der Familie an durch alle kulturellen Gestaltungen hinourch, die Jugend in der Entwicklung ihrer gesunden sittlichen und geistigen Kräfte anspornt und fördert." Wo die Familie ihre natürliche erzieherische Kraft bewahrt hat, wird sie stets die wertvollste Arbeit an der sittlichen Bildung selbst leisten. Deswegen begrüße ich den Wunsch der Elternschaft, in enger Verbindung mit der Schule an der Gesamterziehung tätig mitzuwirken. Die religiöse Erziehung, die Ueberlieferung des christlichen Glaubens, ist das unverlierbare Recht und die Pflicht der christlichen Kirchen. Auch sonst sind dem Staat alle erzieherischen Kräfte, die sich im Volksleben regen, willkommen. Die Erziehung der Jugend auf den Staat hin und die Hineinführung in die geschichtliche und geistige Volksgemeinschaft bleibt die vornehmste Aufgabe der Schule.

Aber auch hier muß die Arbeit der Schule ergänzt werden durch Einrichtungen, in denen die Jugend über die doch überwiegend theoretische Arbeit der Schule hinaus sich gewöhnen kann, Volk und Staat in praktischer Arbeit zu dienen. In seinem schon erwähnten Aufsatz hat Professor Spranger auf die hier vorhandene „Lücke der politischen Schulung" hingewiesen, die es heute verhindert, daß „Jugend und Staat sich in voller Breite begegnen. Früher geschah dies durch einen merklich betonten Einschnitt: durch den Beginn der Wehrfähigkeit und der Wehrpflicht. Und wie man auch über die Frage des Krieges denke: daran kann niemand zweifeln, daß ein solcher Anfang des Lebens für den Staat mit sichtbaren Dienstverpflichtungen ein Weg war, um die überlegene Macht und Ordnung des Staates dem Bewußtsein einzugraben". Hier Möglichkeiten für die Jugend zu schaffen, sich im Dienst an der Allgemeinheit vorzubereiten für ihre Lebensaufgabe und in Zucht und Opfersinn einzugliedern in die Staats- und Volksgemeinschaft, ist der Sinn des freiwilligen Arbeitsdienstes, des geplanten Werkjahres und der Arbeit des vom Herrn Reichspräsidenten eingesetzten „Reichskuratoriums für Jugendertüchtigung". In seinem Erlaß vom 13. September hat der Herr Reichspräsident den Grundgedanken ausgesprochen, der für diese volks- und staatspädagogischen Aufgaben maßgebend ist: „Die deutsche Jugend ist die Zukunft unseres Volkes. Die Stählung des Körpers, die Erziehung der Jugend zur Zucht, Ordnungsliebe und Kameradschaft und zur Opferbereitschaft für die Gemeinschaft sind Aufgaben, deren sich anzunehmen der Staat eine Pflicht hat."

Diesen jugendpolitischen Maßnahmen liegt nicht die Absicht zugrunde, eine „Staatsjugend" zu schaffen und das Eigenleben der Jugend durch staatliche Bevormundung zu unterdrücken. Vielmehr soll mit den Verbänden und mit den Jugendbünden selbst zusammengearbeitet werden, die schon bisher in dieser Richtung gewirkt haben. Was aus der Jugend selbst heraus so lebendig gewachsen ist, kann der Staat nur fördern und schützen. Die Jugend selbst hat in ihren Lebensformen und Betätigungen ihren Willen bekundet, Volk und Staat durch ihre Arbeit zu dienen; der Staat seinerseits begegnet nun dieser Jugend, indem er ihr seine Unterstützung und Hilfe anbietet und all die vielfachen Bestrebungen auch äußerlich zusammenführt in gemeinsamer Arbeit an der Zukunft des Vaterlandes. Wenn kürzlich auf einem Arbeitslager in Schlesien sich Jugendliche aller Parteirichtungen zusammenfanden unter dem Wort „Alles für Deutschland", das als Transparent in dem gemeinsamen Wohnraum angebracht war, so entspricht das dem Geiste, in dem auch der Reichspräsident und die Reichsregierung ihre Arbeit an der Jugend verstehen.

„Alles für Deutschland!" Dies Wort steht auch über dem Leben eines Mannes, dessen 85. Geburtstag wir vor wenigen Tagen begingen. „Die Ideale der Jugend sind Mienen, aus denen eine Idee leuchtet und kämpft", hat Lagarde einmal gesagt. In Hindenburg sehen wir heute die Idee des deutschen Staates verkörpert. Was die Lebenskraft und das Wesensgesetz dieses Staates ausmacht, treuer Dienst und Pflichterfüllung gegenüber dem Ganzen, gibt dieser schon geschichtlich gewordenen Gestalt ihre besondere Prägung. Mögen sich Staat und Jugend in diesem Geiste finden!

Das heutige Tsingtau

Eine Oase in der chinesischen Wirrnis

Während in dem von Japans Gnaden neu entstandenen mandschurischen Staat erbitterte Kämpfe fortdauern und die antijapanische Boykott-Bewegung sich in ganz China ausbreitet, herrscht in Tsingtau, der ehemaligen deutschen Kolonie, die größte Ruhe.

In Tsingtau gibt es keine Terrororganisationen, die in anderen Orten des Reiches der Mitte wie Pilze aus dem Boden schießen, um blutige Rache an den Verrätern auf ihre Fahne zu schreiben. Es finden hier keine anti-japanischen Demonstrationen der Studenten und der radikal gesinnten Jugend statt. Auch von einem Boykott der japanischen Waren hört man in Tsingtau nichts. In dieser Stadt, die heute als Oase in der chinesischen Wirrnis gelten kann, herrscht Ruhe und Ordnung. Chinesen und Japaner leben friedlich nebeneinander, als wäre das blutige Intermezzo von Schanghai und der japanische Gewaltzug in die Mandschurei niemals gewesen. Auf den Straßen von Tsingtau spielen chinesische und japanische Kinder friedlich miteinander. Sie ahnen noch nicht, daß nicht die Freundschaft, sondern der Haß im Fernen Osten das Gebot der Stunde ist.

Wenn man die aufgewühlten, wirren, aus allen Fugen geratenen Zustände in allen übrigen Teilen Chinas mit der mustergültigen Ruhe in Tsingtau vergleicht, so glaubt man zuerst, daß es sich hier nur um eine Pause vor dem Sturm handle. Es scheint jedoch nicht der Fall zu sein, da die Japaner, deren Stimmung als bestes Barometer für die politische Atmosphäre im Fernen Osten betrachtet werden kann, sich in Tsingtau höchst friedlich und zuversichtlich verhalten und auf jeden militärischen Schutz verzichten. Während in Schanghai die Straßen von japanischen Marinesoldaten wimmeln, sieht man in Tsingtau nur hie und da einen japanischen Schutzpolizisten. Auch im Hafen liegen keine japanischen Kriegsschiffe vor Anker.

Die Erklärung für diese ungetrübte Ruhe, die in der ehemaligen deutschen Kolonie heute herrscht, liegt in der Haltung des Gouverneurs Han Futschu. Obwohl offizielles Mitglied der nationalen Kuomintang-Partei, d. h. Anhänger der Nanking-Regierung, machte der General aus der Not eine Tugend und verhält sich den Japanern gegenüber völlig loyal. Er weiß, daß es nicht zweckmäßig ist, die Japaner zu reizen, die nötigenfalls im Laufe von dreißig Stunden mit ihren Kriegsschiffen im Hafen von Tsingtau erscheinen könnten.

Europäische und amerikanische Kaufleute, Unternehmer, Reisende, die sich in den Fremdenvierteln von Tsingtau aufhalten, genießen infolgedessen volle Bewegungsfreiheit und können die „Weisheit" des Generals Han Futschu nicht hoch genug rühmen. Noch niemals war Tsingtau von Reisenden und Sommergästen derart überfüllt, wie gerade in den letzten Sommermonaten. Im Gegensatz zu den anderen chinesischen Städten, die infolge der andauernden Unruhen und Unsicherheit im Zeichen des kulturellen und wirtschaftlichen Rückganges stehen, erfreut sich Tsingtau eines zunehmenden Wohlstandes. Die Bautätigkeit hat bedeutend zugenommen, und neue Stadtteile schießen ringsum aus der Erde. Eine große Landungsbrücke und ein Pier werden im Hafen von Tsingtau gebaut unter einem Kostenaufwand von einigen Millionen Dollar.

Die chinesische Stadtverwaltung setzt das einst von den Deutschen mustergültig in Angriff genommene Werk fort. Sie verweist mit Stolz darauf, daß Tsingtau heute als sicherster Aufenthaltsort und fortgeschrittenster Platz in China gelten kann. Im Bahnhof von Tsingtau laufen die Züge der Schantung-Eisenbahn genau nach dem Fahrplan ein. Im übrigen China ist es bei weitem nicht der Fall.

Tsingtau konnte, trotz der Flut der Ereignisse, von der es seit Ausbruch des Weltkrieges überschwemmt wurde, seinen ehemaligen deutschen Charakter in vieler Beziehung beibehalten. Es wird in Tsingtau viel deutsch gesprochen. Auch ist es der einzige Ort in China, wo der Straßenverkehr, ähnlich wie in Deutschland, sich nach der rechten Seite richtet, während in allen anderen Städten Chinas nach englischem Beispiel der Verkehr auf der linken Straßenseite vor sich geht.

Wie steht's mit dem Finderlohn?

Diese Frage taucht immer wieder auf, wenn wir lesen, daß ein reicher Mann seine von Hundertmarkscheine pralle Brieftasche verloren hat und den armen, aber ehrlichen Finder mit einer Zigarre als Finderlohn abspeist. Wir brauchen uns gar nicht moralisch zu entrüsten über den schoflen Kerl, der den armen Schlucker um seinen Finderlohn betrügt. Wir müssen vielmehr dem ehrlichen Finder sagen: Lieber Freund, es ist Deine Sache, den Finderlohn zu fordern. Du hast ein gesetzlich verbrieftes Recht auf Finderlohn und kein noch so mächtiger Verlierer kann Dir diesen Finderlohn streitig machen. Das Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches hat diese Materie abschließend und eindeutig geregelt. Paragraph 971 des BGB. lautet also: Der Finder kann von dem Empfangsberechtigten einen Finderlohn verlangen. Der Finderlohn beträgt vom Werte der Sache bis zu 300 RM. 5 v. H., von dem Mehrwert 1 v. H., bei Tieren 1 v. H. Hat die Sache nur für den Empfangsberechtigten einen Wert, so ist der Finderlohn nach billigem Ermessen zu bestimmen. Der Anspruch ist ausgeschlossen, wenn der Finder die Anzeigepflicht verletzt oder den Fund auf Nachfrage verheimlicht. — Deutlicher kann der Rechtsanspruch auf Finderlohn überhaupt nicht für den Berechtigten festgelegt werden. Man muß also nur dem knigerigen Verlierer gegenüber seinen Anspruch auch durchsetzen und sich nicht mit einem geringeren Finderlohn abfinden lassen. Am besten wird es daher sein, wenn man, auch wenn man den Verlierer kennt, sich der Mitwirkung des Fundbüros versichert und diesem den Anspruch auf den gesetzlichen Finderlohn gleich zur Kenntnis gibt. Bei Geldsummen ist die Sache verhältnismäßig einfach. Hier kann man seinen Anspruch von vornherein genau zur Geltung bringen. Also: Immer an den Paragraph 971 denken!

Aber trotz dieser schönen Fassung gilt der Paragraph 971 nicht in allen Fällen. Einen Finderlohn gibt es nicht, wenn die Sache in dem Gebäude einer dem öffentlichen Verkehr dienenden Behörde, z. B. auf dem Rathaus, oder bei einem öffentlichen Verkehrsunternehmen, z. B. im Eisenbahnzug oder im Postauto gemacht wird. Hier beansprucht die Behörde oder die Verkehrsunternehmung den gesetzlichen Finderlohn. Das ist zwar weniger angenehm, darf aber den ehrlichen Finder trotzdem nicht hindern, seiner gesetzlichen Pflicht der Fundabgabe nachzukommen

Die Zahnschmerzen sterben aus. Es ist eine irrige Ansicht, zu glauben, Zahnschmerzen könnten nicht verhütet werden. Dabei ist nichts leichter als das. Allerdings muß man seinen Zähnen nicht nur Leistungen zumuten, sondern sie auch pflegen. Wer deshalb seine Zähne von Zeit zu Zeit durch einen tüchtigen Fachmann nachsehen läßt — auch dann, wenn keine Zahnschmerzen quälen! — und regelmäßig täglich mindestens einmal — und zwar abends! — die Zähne gründlich mit der **eigenen** Zahnbürste und einer guten Zahnpaste putzt, wird nicht unter Zahnschmerzen zu leiden haben. Chlorodont ist die Zahnpaste von höchster Qualität und sparsam im Verbrauch.

Denkt an die Notleidenden, spendet für die Durlacher Winternothilfe!

Todes-Anzeige.

Gestern morgen verschied meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Großmutter, Schwiegermutter und Schwester

Christine Kindler
geb. Farr

nach langem, schweren Leiden im Alter von nahezu 75 Jahren.

Wolfartsweier, den 21. Oktober 1932.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:
Familie August Kindler, Wagner.

Beerdigung Sonntag nachm. 4 Uhr.

Danksagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme an dem schweren Verluste meiner lieben Frau, unserer unvergeßlichen Mutter

Christine Steidinger

sagen wir unseren herzlichen Dank.

Besonderen Dank Herrn Kirchenrat Wolfhard für seine trostreichen Worte, den Schwestern für ihre aufopfernde Pflege, dem Evangelischen Frauenbund für die Kranzniederlegung am Grabe, sowie für alle Kranz- und Blumenspenden.

DURLACH, den 21. Oktober 1932.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Methodistengemeinde

Gemeindehaus — Auerstraße 20 a

ladet freundlichst ein zu den

Ernte-Dankfestfeiern

Sonntag vorm. 1/2 10 Uhr Gottesdienst
„ abend 1/2 8 Uhr Festfeier
mit Musik, Gesangsvorträgen, Deklamation und Ansprache

Jedermann herzlich willkommen.

Eintritt frei

1922 Gesangverein Edelweiß 1932
Durlach-Aue

Am **Sonntag, den 23. Oktober,** abends 7 Uhr, findet im **„Volkhaus"** D.-Aue unser

10jähriges Stiftungsfest
mit Gesang, Musik u. Theateraufführungen

statt, wozu freundlichst einladet

Der Vorstand.

Saaleröffnung 6 Uhr. Eintritt 30 Pf.

Berufsständische Versicherungsanstalt sucht für Durlach tüchtigen und kautionsfähigen

Werber und Inkassovertreter

Angebote unt. Nr. 628 an den Verl.

Alfred Bärmann
Homöopathische Praxis

Sprechstunden: Montag, Mittwoch, Freitag nachm. von 4—6 Uhr, Samstag von 9—1 Uhr

Durlach, Hauptstr. 34
Eingang Adlerstraße

Dienstag und Donnerstag in Bruchsal
Der Zeit entsprechend Konsultation 1 Mk.

Der Rheinpfälzer Weinkonsum
Filiale Durlach, Rappenstr. 2
Inh. Adam Disson

empfiehlt ihre vorzüglichen

Weine!

5 Sorten offene . . . per Liter **60** bis **70** Pf.
12 gut sortierte Flaschen-Weine
per Fl. **60** Pf bis **1.50** M. à Liter ohne Glas
14 Sorten Kranken-Weine
Tiroler von **1.50** bis **2.40** M

Bitte beachten Sie meine Schaufenster!
Ein Versuch und Sie werden dauernder Kunde sein.

Abonnenten, kauft bei unsern Inserenten!

Bad. Landbund
An alle Bauern!

Am kommenden **Sonntag, den 23. Oktober,** nachmittags 2 Uhr findet im Gasthaus zum **„Ochsen" in Durlach** eine

Bezirks-Bauernversammlung

statt. Hierzu sind Sie eingeladen. Es spricht:

Herr Präsident Mayer aus Großsachsen über landwirtschaftliche Tagesfragen und
Herr Landesgeschäftsführer Schmitt aus Leutershausen über bäuerliche Rechts- u. Steuerfragen.

Kommt in Massen zur Aufklärungsversammlung nach Durlach.

Bezirkslandbund Durlach
Walther, Vorsitzender.

Spezial-Wäsche- u. Ausstattungsgeschäft
R. Uhlenburg, Hauptstr. 83

empfiehlt bei Bedarf Qualitätsware aus gut sortiertem Lager in

Leinen / Haustuch / Damast / Biber / Inletts
Nessel / Creton / Shirting / Renforcé / Maco
Popeline / Finette / Flanelle / Schürzenstoffe etc.
Daunen-, Stepp- und Wolldecken / Bettfedern
Trikotagen für Damen u. Herren / Frottierwäsche
Berufsmäntel
Paidi-Fahrbettchen und Erstlings-Ausstattungen
Wäsche nach Maß und Konfektion aus eigener Nähstube
Bei Selbstanfertigung stehe mit fachm. Rat gerne zur Verfügung

Fidelitas-Bier
(Hell-Export)

unsere langjährige Spezialität, ist auch in der kühlen Jahreszeit ein Getränk, das durch seinen Wohlgeschmack und seine unübertroffene Bekömmlichkeit auch den verwöhntesten Gaumen befriedigt.

Dunkles Lagerbier

überrascht, trotz des billigen Preises, durch seine Vollmundigkeit und Nährkraft.

Brauerei Schrempp-Printz, Karlsruhe.

Dem Fachmann Ihr Vertrauen!

FÄRBEREI **L. Roth** CHEM. REINIGUNG

Fabrik am Platze, Pfinzstraße 114

Annahmestellen:
Aug. Schindel jr., Hauptstraße 88
Friseur Hilz, Hauptstraße 11

Anzug 4.50, Kleid 3.— an
chem. gereinigt, kompl. gebügelt.
— Eilsachen Lieferung in 24 Stunden. —

Ein starkes Rad

ist unser gutes Edelweißfahrrad. Es trägt den schwersten Fahrer mit dem schwersten Gepäck auf den schlechtesten Wegen bei spielend leichtem Lauf **und dennoch ist es erstaunlich billig.** Katalog 130 mit neuesten Preislisten, auch über Nähmaschinen und allem Fahrradzubehör senden an jeden gratis und franko. Bisher über 1/4 Million Edelweißräder schon geliefert. Das konnten wir wohl nimmermehr, wenn unser Edelweißrad nicht gut und billig wär.

Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg 33
Fahrradbau-Leistungsfähigkeit pro Woche 1000 Edelweißräder
Jetzt billigere Preise

Endlich eine richtige Sensation für Durlach!

ALHAMBRA-REVUE

der weltberühmten Original-Firma **Louis Knie.**
Durlach **Viehmarktplatz**

Eröffnungs-Vorstellung
Montag, den 24. Oktober, 8 15 Uhr abends.

KNIE bringt ein vornehmes dezendes Programm in einer Bühnenaufmachung und Farbenpracht, wie es ähnlich auch nur annähernd kein zweites Unternehmen auf Reisen bringt.

KNIE ist das führende Variete-Theater auf Reisen, das jeder besuchen kann und gesehen haben muß, gleichviel er noch so verwöhnt sein mag und in Städten wie Berlin, Hamburg, Leipzig, Köln ähnliches gesehen hat. Knie hat seine eigene Quote.

KNIE bringt ein 3 Stunden-Programm von Kunst-Humor, Lachen am laufenden Band. **30 Mitwirkende, über 200 herrliche Kostüme.**

KNIE ist weltbekannt durch das Schaustück Katharina Knie und jeder Zeitungsleser wird wissen, daß Knie kürzlich volle 2 Wochen sowohl in Karlsruhe, als auch in Ludwigshafen und Pforzheim vor täglich ausverkauftem Hause gastierte, worüber führende Tageszeitungen spaltenlange Artikel in lobenswerter Anerkennung brachten.

Alles erwartet Knie. Sie brauchen nicht mehr in die Großstadt zu fahren, um etwas Erstklassiges zu sehen. Knie kommt in die Provinzstädte und bringt Ihnen für wenig Geld einen Unterhaltungsabend bester zirzensischer Kunst.

Meine Einheitspreise: Von 50 Pfg. an sind Volksnotpreise und zur Eröffnung 2 Personen auf ein Billett.
1000 Personen fassendes Zelt, welches gut geheizt ist.

Geschäfts-Eröffnung u. Empfehlung.

Der verehrlichen Einwohnerschaft von Durlach-Aue zur Kenntnisnahme, daß ich ab heute Auerstraße meinen

Gärtnereibetrieb

eröffnet habe. Es wird mein Bestreben sein, meine Kundschaft aufs beste und billigste zu bedienen.

Auf Allerheiligen bitte ich jetzt schon Ihre Bestellungen auf

Kränze, Blumen und Topfpflanzen

abgeben zu wollen.

Achtungsvoll
Familie Klotz.

Wohnung: Aue, Hauptstraße 16

Das ist der Superhet, den Sie sich wünschen – ein Wunderwerk, grandios in Leistung und Wiedergabe!

SEIBT SUPERHET TYP ROLAND 5
• Sehen und vorführen lassen •
Dr. Georg Seibt AG • Berlin-Schöneberg

Lichtbilder-Vortrag
Sonntag, 23 Okt. abends 8 Uhr im Saal Auerstraße 54
Was sagen uns die vielen Katastrophen.
Eintritt frei.

Festhalle
TANZ
im Kaffee

Tücht. **Verkäufer(innen)** z. Vertr. eines erstkl. gef. gesch. Verbr.-Art. an Priv., Beh., Anst. u. Ind. gef. Erf. Kap. M 30, od. Sicherh. Offerten unt. Nr. 627 an den Verlag.

● **Schriftl. Heimarbeit** ●
Verlag Vitalis München 13.

Anstricken
Aufmachen und Anfußen sämtl. Strümpfe erhalten Sie schnellstens bei
Paul Burchard
Durlach
Hauptstraße 56a

Hausfrauen
verlangt beim Einkauf von
Strickwolle
die beliebte Marke
„EMCO"
(gesetzlich geschützt)
Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

In den nächsten Tagen trifft ein Waggon schönes trockenes, drahtgepreßtes
Roggenstroh
ein. Bestellungen werden entgegengenommen
Einkaufs-Vereinigung südd. Landwirte
G. m. b. H.
Blumenstr. 12, Tel. 62.

Weil ich billig kochen soll
Kauf den Gasherd ich bei **Stoll**
Installationsgeschäft
Leopoldstr. 4 Tel. 232
Schloßplatz.

Feierstunde
anläßl. des Frauensonntages d. Erzdiözese

am **Sonntag, den 23 Oktober 1932,** nachmittags 4 Uhr, im Saale der »Krone«, zu der alle Pfarrangehörigen, bes. auch die Herren, eingeladen sind

Mitwirkende: Marianische Jungfrauenkongregation, Jugendbund im Kath. Deutschen Frauenbund Chorleitung: Frau Frieda Viesel Solisten: Frl. Hilde Diehm, Gesang; Frl. Hermine Hecht, Gesang; Herr Roland Weiler, Cello; Am Klavier Frl. Else Krupp.

1 **Mutter des Königs,** Feuerspruch J. Büchner
2. **Psalm:** Ich harrete des Herrn, für Soli und Chor . . . . . Mendelssohn
3. **Vortrag:** Seiner Gnaden des Hochwürdigsten Herrn Abtes Adalbert v Neipperg
4 **An Maria,** Chor . . . . . Fr Viesel
5. **Air,** Cellosolo . . . . . Joh. Seb. Bach
6. **Weihespiel:** „Aus den Hymnen an die Kirche" Gertrud v le Fort

Beginn 4 Uhr, Saaleröffnung 3 Uhr, Ende 6 Uhr
Reservierter Platz 1 M, Nichtnumeriert 50 Pf.
Erwerbslose 30 Pf.
Der Reinerlös wird für unsere Armen verwendet

UNION SKALA
Tonfilm- Theater

Nur bis einschl. Sonntag
Die nackte Wahrheit
Ein Lustspiel, wie Sie es noch nie gesehen haben!
W. 7 u 9 Uhr
So. 5, 7 u 9 Uhr

Noch 3 Tage
Der Marine-Großfilm
Kreuzer Emden
Diesen Film muß jeder Deutsche sehen!
Täglich 7 und 9 Uhr
Jugendliche haben Zutritt!

Skala: Sonntag 2 30: Jugend-Vorstellung

„Darkschlössle"
Jeden Samstag und Sonntag TANZ

Stadion Durlach
Bei guter Witterung spielt morgen Sonntag
Kapelle Lindner
in den gutgeheizten Räumlichkeiten

Inserieren bringt Erfolg!

gehabt, man hat sich sinnlos monatelang das Hirn zermartert, um diesen Traum zurückzuholen, man hat sich umsonst auf Schweinereien eingelassen, weil man dachte, es komme nur auf das Geld an, um ihr nachzufahren, sie wieder einmal in die Arme zu nehmen und diesen ganzen grauenhaften Spuk des Verlassenseins zu verscheuchen.

Aus!

Er ging noch lange in dem Raum auf und ab und versuchte nachzudenken. Er wollte die Zukunft überlegen, aber er kam zu keinem Plan – sie war völlig gleichgültig geworden. Ein einziger Satz schob sich immer wieder als Mittelpunkt in sein Gehirn und fraß alle anderen Gedanken auf: Es ist die Tragödie jeder großen Liebe, daß sie bei dem einen eben früher aufhört als bei dem anderen.

Und zum erstenmal, so lange er denken konnte, spürte er einen dumpfen Haß und einen unbändigen Willen zur Zerstörung. Wir sind miteinander noch nicht fertig, Fee! Er sprach laut zu sich selbst, ohne es zu wissen. Wir sind miteinander noch nicht fertig.

Das Telephon klingelte.

Er fuhr schreckhaft zusammen und ging zu dem Apparat, von dem jetzt nur noch Unangenehmes kommen konnte.

Eine höfliche Stimme meldete sich. Der Schneider: die beiden Anzüge wären schon seit einer Woche bereit.

„Ja, ja —" – er kam sofort wieder zu sich –, „ich habe in diesen Tagen viel zu tun gehabt. Wahrscheinlich komme ich nächste Woche zu Ihnen. — Ja, gewiß, ich werde es schon so einrichten."

Er hängte ab. Anzüge zur Anprobe bereit — das hieß, daß der Schneider ihm bei dem nächsten Besuch gern mit höflichster Verbeugung einen Kontoauszug vorgelegt hätte. Wahrscheinlich brauchte der Mann auch sein Geld — Gott, niemand hat es heute leicht.

Wir sind noch nicht fertig miteinander, Fee. Wir haben uns zwar das Genick gebrochen, aber jetzt werden wir zeigen, daß man auch mit gebrochenem Genick leben kann. Man wird noch an uns denken, Fee.

Er trat vor den Spiegel, prüfte sein Aussehen und war zufrieden.

Das Leben geht weiter, Fee, und wir sind dabei. Wir bleiben dabei, und nichts und niemand kann uns wegstreichen. Was tut man, wenn man kein Geld hat und zu allem bereit ist? Man geht am Vormittag ins Bristol und am Nachmittag ins Eden.

Es war Vormittag.

Drittes Kapitel.

Die schwerste und zugleich reizvollste Beschäftigung der Welt ist, sich eine Wohnung einzurichten. Peter und Fee waren schon lange damit beschäftigt, da er eingesehen hatte, daß er als Ehemann jetzt in Berlin eine Stadtwohnung brauchte. In ruhigen Stunden hatte er das Gefühl, daß er damit wohl doch erheblich seine Mittel überschreite, aber Fee ließ ihn nicht zum Nachdenken kommen. Sie brachte täglich neue Pläne. In Zweifelsfällen wurde Nju zu Rate gezogen.

„Du brauchst ein Arbeitszimmer", erklärte Fee, „und das muß riesig groß sein! Venezianische Renaissance! Schreibtisch zwei Meter, Bücherschrank fünf Meter lang!"

„Was soll ich an einem solchen Schreibtisch?" klagte Peter. „Ich schreibe nie."

„Aber du wirst daran sehr dekorativ aussehen."

„Und das ist die Hauptsache", sprach es aus der Ecke. Das war Nju.

Fee flog herum: „Bitte, keine Ironie, Schwesterchen. Wer hat, der hat. Ich werde meinen Mann schon in den richtigen Rahmen stellen."

„Am Rathaus ist ein Platz für einen Roland von Berlin zu vergeben", sprach es ungerührt weiter aus der Ecke.

Peter hob beide Hände steil in die Luft: „Habt Gnade! Dankt euch, wenn ich nicht dabei bin. Der Schreibtisch ist bewilligt, wenn ich nicht daran schreiben muß!"

So ging es weiter.

Sie fuhren Teppiche aussuchen.

„Den Kelim", sagte Fee.

„Nur den Afghan", erklärte Nju kühl. „Peter braucht ein massives Muster unter sich."

Fee hängte sich in Peters Arm: „Bullie, sage diesem schrecklichen Mädchen sofort, daß du den Kelim hübscher findest. Du brauchst lebhafte Farben."

Peter zog die Augenbrauen hoch: „Der Kelim ist gut, und der Afghan ist gut, aber am Alexanderplatz gibt es ebenso schöne Teppiche und die sind dreivier'el billiger."

„Die sind doch nicht echt, Bullie."

Er schüttelte ratlos den Kopf.

„Müssen sie echt sein?"

„Barbar!" entschied Fee. „Also den Kelim."

Nju lächelte nur. Sie hatte sich das im Laufe von zwanzig Jahren angewöhnt. Obwohl sie Schwestern waren — das heißt: sie hatten einen Vater, aber zwei verschiedene Mütter — bestand zwischen ihnen nicht die geringste Ähnlichkeit. Fee war die Jüngere, und man hatte sie stets verwöhnt. Nju hatte sich schon seit Jahren selbständig gemacht. Es lag an ihrem Vater. Die Erinnerung an seine erste Frau war in Jean Lindgens im Laufe der Jahre so weit erloschen, daß er ihrer Tochter nur noch die wohltemperierte Höflichkeit eines vielbeschäftigten Papas entgegenbrachte. Hingegen entdeckte er offenbar in Fee auf Schritt und Tritt seine zweite Frau, die das große Wunder seines Lebens gewesen war, und beschenkte sie mit allen Aufmerksamkeiten, die nur durch das Gedenken einer ganz großen Liebe möglich sind. So waren Nju und Fee die Ergebnisse zweier großer Etappen im Leben ihres Vaters, die unüberbrückbar erschienen — auch wenn sie nur durch drei Jahre getrennt waren. Nju war das Kind jener Frau, die neben dem kleinen Jean Lindgen" gestanden hatte, als er seinen sprunghaften Aufstieg antrat. Als er es geschafft hatte, legte sie sich hin und starb. Fee war das Kind jener Frau, die aus dem großen Jean Lindgens fast wieder einen kleinen gemacht hätte, wenn ihm nicht damals verschiedene geschäftliche Zufälle zu Hilfe gekommen wären. Und da es die versteckteste und gefährlichste Eigenschaft der meisten Männer ist, sich von einer Frau lieber ruinieren als emporbringen zu lassen, so hatte Jean Lindgens seine erste Frau geachtet und seine zweite Frau geliebt. So achtete er Nju — und vergötterte Fee.

Annjuscha — der Name „Nju", den sie sich selbst zugelegt hatte, war der einzige Protest gegen Fee — arbeitete seit einigen Jahren als Photographin. Da sie außerdem schreiben konnte, war sie geradeswegs bei der Presse gelandet und fand diesen Beruf äußerst reizvoll. Sie war mindestens ebenso hübsch wie Fee, wenn auch auf andere Art, aber sie hatte nicht so viel Zeit, die Leute darauf aufmerksam zu machen.

Fee, die bis vor kurzem noch den Namen Felizitas mit sich herumgetragen hatte, hatte mit Hilfe ihres Vaters weiter nichts zu tun, als schön zu sein. Fee liebte ihre Schwester mit einer respektvollen, anerkennenden, aber stets auch streitlustigen und bis zu einem gewissen Grade mitleidigen Liebe. Sie bewunderte Njus Selbständigkeit als etwas Fremdes und nicht sehr Bequemes, sie fand es für sich persönlich, ohne je darüber nachzudenken, sehr viel angenehmer, ganz unselbständig und kindhaft zu sein, denn es erleichterte ihr die Freude am Leben.

*

Über die Frage, wo sie bis zur endgültigen Einrichtung ihres Heims wohnen sollten, hatte es zwischen Peter und Fee eine kleine Auseinandersetzung gegeben.

„Kaiserhof!" sagte Peter damals. „Wir Quednows wohnen schon seit hundert Jahren dort."

Fee bekam unglückliche Augen.

„Bullie! — und ich habe mich so auf das Eden gefreut!"

Also wohnten sie im Eden, und Peter kam sich vor wie ein Junggeselle, der in der Wohnung einer fremden Frau übernachtet. Er haßte unbekannte Wände.

Und jeden Nachmittag, wenn Nju sie abholen kam, gingen sie einkaufen.

Als sie wieder einmal die Halle verließen, ging ein Mann an ihnen vorbei, stand einen Augenblick starr, grüßte knapp und schritt dann hastig weiter.

Fee und Nju waren schon auf der Straße. Peter stand noch in der Tür und sah dem Manne nach.

„Kinder!" rief er plötzlich. „Da war doch Eipp! — entschuldigt mich einen Moment! Ja, gleich wieder da!"

Er lief in die Halle zurück.

Fee war etwas blasser geworden. Als sie Njus Blick auf sich spürte, ging sie schnell weiter zu dem Wagen, dessen Tür der Chauffeur schon aufgerissen hatte. Nju stand noch eine ganze Weile an dem Portal, ehe sie der Schwester folgte, und sah starr in die Halle hinein. Dann ging sie zum Wagen und sagte zu dem Chauffeur: „Sie müssen noch warten!"

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

Die Saat geht auf

1 Roman von Curt J. Braun (Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

In einer Silvesternacht in St. Moritz lernten sie sich kennen. Ihre Hände berührten sich zufällig, als ein dicker Koch im Hotel „Kulm" um Mitternacht ein quiekendes und verängstigtes Ferkelchen durch Lärm und Musik von einem Tisch zum anderen trug, damit man es glückshalber zu Beginn des neuen Jahres streicheln könne. Und bei dieser Gelegenheit hatte er statt des Tierchens ganz flüchtig ihre Fingerspitzen gestreichelt.

Später tanzten sie auch zusammen.

Als nach Stunden das Licht nur noch matt durch die Rauchschwaden und die Gewebe von bunten Luftschlangen drang, als die Tische allmählich leerer wurden, gingen sie schon Arm in Arm hinaus in das schweigende Dunkel des Engadin, wanderten über knirschenden, harten Schnee die paar Schritte hinunter ins Dorf und saßen noch ein Weilchen unter den vielen lustigen Menschen an den Tischen, die ein kluger Hotelier eigens für diese Nacht auf die Straße gestellt hatte. Und als sie sich endlich müde trennten, waren sie für den nächsten Tag verabredet.

Nach einer Woche mußte er abreisen. Sie stand am Bahnhof — und beide fühlten dieses kleine, flüchtige Bedauern, das man am Ende einer sehr netten Reisebekanntschaft empfindet.

*

Das nächste Mal trafen sie sich drei Wochen später auf dem Presseball in Berlin, aber es war nur eine kurze Wiedersehensfreude, da sie beide in großer Gesellschaft waren. Sie tanzten nur ein einziges Mal zusammen, — er sagte: man müßte wieder Ferien haben, man müßte in St. Moritz sein, — und richtig schön wäre es erst, wenn man dazu auch noch Silvester hätte. Sie sagte gar nichts, aber ihre Finger schlossen sich etwas fester um seine Hand.

Dann trafen sie sich in Cannes.

Sie ließ sieben ernsthafte Menschen stehen, als sie ihn die Promenade herunterkommen sah, und lief ihm entgegen. Er nahm gleich ihre beiden Hände und sagte nur: „Fee . . . daß Sie hier sind . . .!"

Von diesem Tage an wurde Cannes schön.

Sie ließ einen Tennismatch gegen die d'Alvarez, nach dem sie sich jahrelang gesehnt und das sie hier endlich erreicht hatte, reuelos im Stich, weil er sie zu einer Motorbootfahrt einlud.

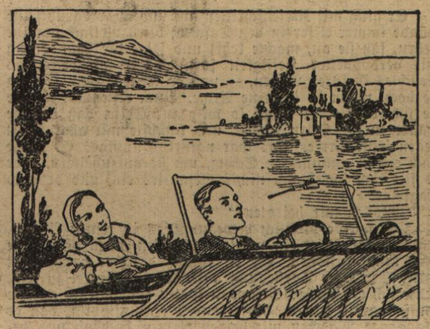
Er riß beim Stechen auf „Buschklepper", mit dem er sonst alle Sprünge spielend nahm, drei Hindernisse hintereinander und verdarb sich damit seinen ganzen großen Turniererfolg, — nur weil er nachher mit ihr verabredet war und ihn der lange Kampf nervös machte.

*

Sie verschwanden über Nacht aus Cannes.

Er sagte alle weiteren Pläne und Verabredungen, die er für die nächste Zeit getroffen hatte, telegraphisch ab. Sie schrieb eine Postkarte nach Hause: sie fahre noch nach Italien.

Er ließ sich den Rest seines Bankkontos überweisen, mietete einen wundervollen Wagen und fuhr mit ihr ohne Ziel und Plan in die Sonne hinein. Sie blieben vier Wochen unterwegs, und ein Tag war immer schöner als der andere.



Er mietete einen wundervollen Wagen und fuhr mit ihr ohne Ziel und Plan in die Sonne hinein.

Sie nannte ihn ihren „Bullie", weil Bullies ebenso breit, starkknochig und treu sind, oder ihren „Seebären", weil sein etwas stelziger Reiterschritt sie an die Gangart der Matrosen in Marseille und Genua erinnerte. Tatsächlich hieß er Peter Quednow, war ein Meter achtzig groß, besaß ein riesiges Gut irgendwo in Ostpreußen und ein Gestüt, auf das er so stolz war, daß er stets ein Dutzend Bilder davon in den Taschen trug. Außerdem hatte er seit Martinpuich ein Loch in der Lunge, das von einer verirrten französischen Kugel stammte und ihn zu jahrelangem Aufenthalt im Süden gezwungen hatte. Das Loch war allmählich verschwunden, — aber im Süden war er geblieben. Die Jahre der Krankheit hatten aus ihm einen Globetrotter gemacht, ohne daß er es selbst gemerkt hätte. Seine Beziehungen zu Ostpreußen bestanden schließlich nur noch darin, daß er dort flüchtige Besuche machte, ostpreußische Pferde zum Siege ritt und gelegentlich in stillen Stunden (die in seinem Leben selten geworden waren) eine unklare Sehnsucht nach einem weiten, flachen Land, nach Wäldern, Jagd und heißen Kachelöfen verspürte. Aber davon sprach er nie. Vielleicht wußte er es nicht einmal.

Er nannte sie Fee, und erstaunlicherweise hieß sie wirklich so. Sie war eine jener Frauen, die zuerst unnahbar erscheinen und sich über Nacht als verspielte, entzückende kleine Mädchen entpuppen. Als sie in irgendeiner Stadt ein paar Zeitungen kaufte und in einem italienischen Blatt sein Photo entdeckte (er war kurz zuvor beim Reitturnier in Rom sehr erfolgreich gewesen), flog sie ihm mitten auf der Straße um den Hals und küßte ihn. So leicht war sie zu begeistern — und so verliebt.

Sie lagen beispielsweise stundenlang am Wasser und unterhielten sich sehr eingehend über das Seelenleben von Muscheln — mit dem Erfolg, daß Fee an diesem Abend keine essen konnte und geneigt war, die Schnecken in die Rangordnung der höheren Lebewesen einzureihen. Oder

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

er kaufte ihr Korallen, die in Neapel so schön und billig sind, und sie begriff nicht mehr, daß sie jemals Perlen geliebt hatte. Oder sie aßen in einer kleinen Osteria auf dem Lande, und Fee entdeckte, daß es ihr noch nie so gut geschmeckt habe — trotzdem sie noch vor kurzem der Gedanke an Öl im Essen schwach gemacht hätte.

Oder sie saßen sich in einem Boot gegenüber, und er sah nur in ihre Augen. Dann sprachen sie gar nichts. Fee hielt seine beiden Hände und lächelte ihn aus halbgeöffneten Lippen an.

Sie hatte wundervolle Augen. Männer waren darin ertrunken. Peter nicht. Er zauberte dünne Schleier über sie.

*

Als die vier Wochen vorbei waren, war sie unglücklich wie ein Kind, dem man das schönste Spielzeug fortgenommen hat. Sie weinte nicht, denn sie wollte nicht weinen, — aber sie saß ganz still auf der Hotelterrasse, hatte die Unterlippe ein wenig vorgeschoben und sagte endlich mit vieler Mühe, daß sie nie, nie, nie wieder nach Italien fahren würde.

Er ging mit Riesenschritten auf und ab, vergrub seine Hände immer tiefer in den Taschen, blieb vielfach vor ihr stehen, sah sie an, machte kehrt und setzte die Wanderung mit verdoppelter Heftigkeit fort. Dann sah er etwas Feuchtes in ihren Augen, — und da war es aus. Er zog sie hoch, nahm sie in seine Arme. Zum erstenmal wehrte sie sich, drehte den Kopf so wild zur Seite, daß ihr die Haare in die Stirn flogen, und kämpfte mit aller Kraft gegen seine Arme. Das war natürlich nutzlos. Er suchte nach einem gutmütigen Scherz, um sie aufzuheitern, aber es fiel ihm überhaupt nichts Gescheites ein, und deshalb fragte er:

„Wollen wir heiraten?"

Sie wurde plötzlich bewegungslos in seinen Armen.

Er war selbst ein wenig erschrocken, denn die Frage war ihm entflohen, ehe er richtig darüber nachgedacht hatte. Die klare Vorstellung, mit Fee verheiratet zu sein, stellte sich erst einige Sekunden später ein, und da gab sie ein so verblüffendes, hinreißendes Zukunftsbild, daß er das ganze Mädchen mit beiden Armen hochhob und begeistert anschrie:

„Hörst du? — Gib Antwort — wollen wir heiraten?"

Sie wandte ihm langsam den Kopf zu und blickte in sein Gesicht wie in das eines völlig Fremden, sehr lange, sehr prüfend, als sehe sie ihn zum erstenmal. Es war ein hartes, lustiges Jungengesicht, braungebrannt, mit ein paar hellen Haarsträhnen und sehr starken, weißen Zähnen. Flüchtig dachte sie: Wie wenig kennt man sich doch in vier Wochen! Er hatte in diesem Augenblick dasselbe Gefühl: eine unbekannte, wunderbare Frau in seinen Armen zu tragen, an die er nun die merkwürdigste Frage seines Lebens gerichtet hatte. Sekunden vergingen, und er spürte dabei eine atemlose Spannung in sich. Dann warf sie plötzlich beide Arme um seinen Hals, — sie klammerte sich schmerzhaft fest an ihn und preßte ihr Gesicht an seine Schulter. Ihr ganzer Körper bebte. Und ebenso plötzlich griff sie dann nach seinem Kopf, zog ihn herunter und küßte ihn.

*

Sie gaben den abgelaufenen vier Wochen eine Verlängerung. Inzwischen gingen Briefe nach Berlin. Peter Quednow war kein Niemand. Er kannte Fees Vater flüchtig, wie man sich eben in Berlin kennt — er kannte auch ihre Schwester und fürchtete eigentlich keinen Widerspruch. Im übrigen war Fee entschlossen, sich um Zustimmung oder Ablehnung überhaupt nicht zu kümmern. Sie sprachen nicht einmal davon, denn sie hatten viel zu viel miteinander zu tun. Vier Abende nacheinander feierten sie ihre Verlobung, weil sie der berechtigten Überzeugung waren, daß solche Ereignisse nicht so häufig vorkommen und daß man sie eben entsprechend ausnutzen muß. Außerdem waren sie an diesen Tagen an vier verschiedenen Orten.

Als sie endlich nach Venedig kamen, das sie als nächste Adresse angegeben hatten, warteten im Erzelsior schon einige Telegramme auf sie.

Peter öffnete das seine erst, als er oben in seinem Zimmer war und den Reisestaub abgespült hatte. Er liebte Telegramme nicht übermäßig, weil sie ihm stets als unberechtigte Aufdringlichkeit erschienen.

Als er dann den Umschlag öffnete, las er:

„Quednow Erzelsior Lido Venedig empfehle gehorsamst baldige Rückkehr punkt es passieren Schweinereien punkt Raudikat."

Er stand eine Weile ganz still und starrte auf die mattschwarzen Buchstaben. Weckrufe sind stets unangenehm. Dieses war ein Schrei aus einem Winkel der Welt, den er in der letzten Zeit vergessen hatte, und er empfand dabei ein jähes Herzklopfen, das verzweifelte Ähnlichkeit mit schlechtem Gewissen hatte. Wenn Raudikat die Erfindung des Telegramms zur Kenntnis nahm, mußte wirklich etwas Schlimmes im Gange sein. Noch beunruhigender war die Ausdrucksweise. Wann hatte Raudikat je von Schweinerei gesprochen? Einmal — vor fünfzehn Jahren, als bei Mitau jeder noch so geheime Truppentransport prompt unter Feuer genommen wurde, bis sie nach Wochen den Wasserpolacken abfingen, wie er nachts Brieftauben losließ. Damals, als Hunderte an einem einzigen Verräter starben, hatte Raudikat die große Wut bekommen, und nie sonst.

Als Peter sich daran erinnerte, riß er einen Briefbogen hervor und malte ein großes Antworttelegramm darauf: „Was ist los?"

Und zu derselben Zeit stand Fee im Nebenzimmer.

Das erste Telegramm war von ihrem Vater und beantwortete den langen Brief, den sie ihm geschrieben hatte. Es hieß sehr einfach:

„Hoffentlich werde ich wenigstens zur Hochzeit eingeladen. Vater."

Fee lachte. Das war ganz ihr immer etwas brummiger, immer hastiger und beschäftigter, immer etwas geistesabwesender entzückender Papa.

Schlimmer war die zweite Nachricht. Sie kam von ihrer Schwester Nju.

„Gratuliere stop aber was hast du aus Aki Eipp gemacht? Nju."

Fee spürte einen jähen Stich. Seit vielen Wochen hatte sie nicht mehr an Joachim Eipp gedacht. Sie konnte sich nicht einmal mehr erinnern, wann sie ihn das letzte Mal gesehen hatte. Vor drei Monaten vielleicht. Oder vor drei Jahren. Wie konnte man an Joachim Eipp denken, wenn ein Peter existierte? Sie wog das Telegramm lange in der Hand, und eine kleine Falte schob sich zwischen ihre Augenbrauen. Es war nicht nett von Nju, sie gerade jetzt daran zu erinnern, aber Nju war niemals nett.

Im Nebenzimmer bewegte sich etwas. Im nächsten Augenblick zerriß Fee das Telegramm in ein rundes Dutzend kleiner Fetzen und warf es in den Papierkorb. Die Tür flog auf. Ein riesiger, lachender, herrlicher Peter stand auf der Schwelle.

Sie flog ihm stürmisch um den Hals. Er schrie:

„Segeln, Mädchen?"

„Segeln!" nickte Fee gehorsam und machte einen Knix und ein Konfirmandengesicht dazu.

Dann wanderten sie Arm in Arm hinaus.

„Guck mal! Da sind auch die beiden alten Tanter wieder!" rief Fee, als sie über den Strand gingen.

„Die waren schon in St. Moritz böse auf uns!"

In einem Strandkorb saßen die beiden steinalten, lodengekleideten Engländerinnen, die seit zwanzig Jahren das Wahrzeichen des Saisonbeginns in der Schweiz, in Frankreich und in Italien sind, und richteten scharfgezielte Lorgnons auf sie.

„Na, und in Cannes!" schrie Peter vergnügt.

Fee warf eine Kußhand nach dem Strandkorb, woraufhin sich die Lorgnons schnell und empört senkten.

„Ab morgen grüße ich die beiden", sagte Fee, „und verleihe ihnen den Ehrentitel der zwei Mrs. Baedecker. Und wenn du mir nicht auf der Stelle einen Kuß gibst, damit sie zerspringen, muß ich zu meinem tiefsten Bedauern annehmen, daß du vor ihnen Angst hast!"

Peter hatte keine Angst.

Zwei Monate später waren sie verheiratet.

Zweites Kapitel.

Die Verhandlung gegen Joachim Eipp war sehr kurz. Tatbestand eindeutig, kein Verschleierungsversuch, offenes Geständnis aller Beteiligten. Das tierärztliche Gutachten, das bei „Herkules" und „Marlene" Dopingversuche in drei Fällen mit Sicherheit nachwies, wurde nicht bestritten.

Ein paar steife Herren erhoben sich.

„Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?"

Joachim Eipp sah gleichmütig über sie hinweg zum Fenster, hinter dem ein nebliger Vormittag über weiten Grünflächen stand.

„Nichts", sagte er kalt.

Die Herren wurden noch etwas steifer und zogen sich zurück. Joachim Eipp schlenderte langsam durch den Raum und brannte sich eine Zigarette an. Er blieb am Fenster stehen und sah müde hinaus. Er wußte, daß ihn mindestens ein halbes Dutzend neugieriger und schadenfroher Blicke beobachteten. Die lässige Eleganz seiner Haltung wurde dadurch nicht beeinflußt. Er schnippte ein Stäubchen vom Rockaufschlag. Dann knarrte eine Tür — jetzt mußte das Todesurteil kommen.

Es kam. Lizenzentziehung auf Lebenszeit und Verweisung von allen deutschen Rennbahnen.

Joachim Eipp hatte die Zigarette beiseitegelegt. Ganz unwillkürlich hatte er die Daumen an der Hosennaht, als die etwas zögernde, heisere Stimme des Obersten Renngerichts zu ihm sprach. Dann machte er eine knappe Verbeugung. Er trat zu dem Seitentisch, drückte nachträglich die schwelende Zigarette aus, nahm seinen Hut vom Haken und ging ohne ein weiteres Wort hinaus.

Die Gesichter, die ihm nachblickten, waren nicht ganz eindeutig. Sie hatten den härtesten Spruch offensichtlich nicht gern angewandt, aber es gibt eben Fälle —

Der kleine Kerkhof war der erste, der das allgemeine Schweigen brach.

„Schade", sagte er. „War ein netter Kerl. Zu blöd, daß einer nach dem anderen vor die Hunde geht."

Langen wandte sich bissig herum und knurrte: „Werden wohl noch ein paar anständige übrigbleiben, solange ich hier sitze!"

„'türlich, 'türlich!" sagte Kerkhof. „Ich meinte bloß so. Unangenehmes Gefühl, so am frühen Morgen den Scharfrichter zu spielen. Ich denke, wir gehn jetzt mal alle runter und trinken 'n anständigen Kognak auf den Dreck!"

Joachim Eipp war unten in der Tür stehengeblieben. Er sog die kühle, feuchte Vormittagsluft tief in sich hinein. Es roch nach Erde und nach Frühling. Er dachte einen Augenblick an die Zukunft. Nun konnte es lange dauern, bis man wieder diese Luft ins Gesicht bekam — die Zukunft war ein ekelhaftes, schwarzes Loch.

Er dachte einen Augenblick an die Zukunft.

Er hörte Schritte hinter sich und trat zur Seite.

Es war der dicke Bohlen, der neben ihm stehenblieb. Schweißperlen standen auf seinem Gesicht. Er räusperte sich ein wenig und sagte: „Ich hoffe, Aki — du — du wirst das jetzt doch nicht persönlich auffassen, nicht? Ich meine — das — wir konnten doch nicht anders —"

„Klar!" sagte Joachim Eipp.

Bohlen holte tief Luft.

„Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie mir zumute war — und den anderen auch — ich verstehe ja noch immer nicht, wie das gekommen ist." Er blickte in ängstlicher Spannung auf den Mann neben sich, dann wischte er sich hastig die Stirn und fuhr atemlos fort: „Na — vom Reden wird auch nichts besser. Ich kann dir bloß sagen, daß es mir furchtbar leid getan hat. Was — was wirst du denn jetzt machen? Ich meine — hast du schon irgendwelche Pläne?"

Eipps wasserhelle Augen gingen an ihm vorbei, ziellos irgendwo in den Vormittag hinein.

„Keine Ahnung", sagte er endlich und tippte an seinen Hut. „Adieu, Bohlen!"

Er schlenderte davon, ohne den anderen noch einmal anzusehen. Bohlen seufzte tief auf. In diesem Moment kamen Kerkhof und die anderen aus dem Hause. Der Kleine hängte sich sofort in ihn ein.

„Mitkommen, Dickerchen?"

Bohlen wandte sich ihm verstört zu.

„Kinder, wenn mir einer von euch sagen kann, was mit dem Aki los ist."

„Red' nicht so viel, Dickerchen. Das mußte kommen."

Bohlen blieb hartnäckig. „Da muß doch was dahinterstecken. Wegen der paar Kröten macht der Aki doch nicht über Nacht solche Geschichten."

„Es haben andere wegen ein paar Kröten schon ganz andere Geschichten gemacht. Kannst du einem in den Bauch reinsehen? Vier Stunden bist du am Tage mit ihm zusammen, was er in den zwanzig anderen macht und denkt, wirst du bis an dein Lebensende nicht erfahren. Was weißt du schon von einem Menschen, wenn er Geld braucht."

„Aber wozu?"

„Komm", sagte der kleine Kerkhof jetzt energisch. „Man merkt, daß du stets welches gehabt hast. Und zerbrich dir nicht weiter dein Köpfchen. Hinter allem, was geschieht, stecken Frauen. Das wird bei ihm auch nicht anders sein."

* * *

Joachim Eipp fuhr mit der Stadtbahn nach Hause. Er saß in einer Ecke und sah während der ganzen Fahrt auf die vorbeifliegenden Häuser und Straßen. Nicht umsehen, dachte er, keinem Menschen ins Gesicht sehen. Jeder einzige, der hier ein- und ausstieg, war ein ehrlicher Mensch, hastige, abgehetzte Leute, meist mit Aktentaschen unter den Armen, erfüllt von den Sorgen und Angsten ihrer kleinen Lebenskreise. Er saß unter ihnen wie ein Fremder. Kein Prozeßbericht aus Moabit würde über ihn berichten — vielleicht nur eine Notiz im Rennteil irgendeiner Zeitung —, und doch war es so, als hätte man ihn jetzt als Dieb oder Straßenräuber abgeurteilt. Man mußte sich an diesen Gedanken gewöhnen. Man mußte die dreißigjährige Vorstellung, ein anständiger Mensch zu sein, in eine Ecke hängen. Jetzt war es nur noch ein Schritt zum Gigolo, Zuhälter oder Falschspieler.

Bahnhof Zoo stieg er aus und ging die wenigen Schritte bis zu seiner Wohnung: ein magerer, gutgekleideter, peinlich sorgfältiger Mensch, der hochmütig über das Leben der Straße hinwegsah. Als er die Treppe hinaufschritt, überfiel ihn Herzklopfen. Das ging seit Monaten so. Manchmal stand er minutenlang vor der Tür seines Zimmers und wagte nicht einzutreten, weil er eine neue Enttäuschung befürchtete.

Er war sich klar darüber, daß es völlig unsinnig war, noch auf eine Nachricht von Fee zu warten. Man mußte sich an den Gedanken gewöhnen, daß alles zu Ende war. Aber was er nie begriff und nie begreifen würde, war die Plötzlichkeit im Leben einer Frau — das Vergessen von einem Tag zum anderen. Seine Gefühle tiefen schwer an, aber wenn sie einmal da waren, dann konnten sie nicht mehr ausgelöscht werden. Er stand fassungslos vor der Tatsache, daß eine Frau sich von einem zärtlichst und unter tausend Küssen verabschieden kann, daß man mit ihr noch in drei folgenden Nächten telephonieren und sich die verliebtesten Dummheiten sagen kann — und daß dann alles auf einmal zu Ende ist. Daß auf einmal alles ausradiert sein soll, weil diese Frau einen anderen getroffen hat.

Das begriff er nicht

Und deshalb wagte er seit Monaten kaum die Tür zu seinem Zimmer zu öffnen, weil er immer wieder hoffte, daß auf dem Tisch ein Brief liegen würde — und weil dieser Brief nie kam.

Er saß eine lange Weile in einer Ecke seines Zimmers und nahm nicht einmal den Hut ab. Die klaren Gedanken, die er früher einmal vom Leben gehabt hatte, waren fort. Sie wird nie wieder schreiben, dachte er, sie wird nie wieder anrufen, sie wird nie wieder hier in dieses Zimmer kommen, sie wird einem anderen erzählen, wie viele Schimmel und wie viele Schornsteinfeger sie im Vorbeifahren heute auf der Straße gezählt hat, sie wird einem anderen die Haare streicheln, ein anderer wird ihr das Lächeln von den Lippen wegküssen, sie ist fort, als ob sie nie gelebt hätte, man hat einmal im Leben einen Traum